Cabanis.

Roman in sechs Büchern

von

W. Alexis.

Berlin, 1832.
Verlag von G. Fincke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Cabanis.

Roman von W. Alexis.

Drittes Buch.

D e r M a r q u i s.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Die Kaffegesellschaft.

In der dritten Etage eines Hauses der Morizgasse in Dresden stand ein Tisch mit schwerem Damasttuch gedeckt; darauf geblümte Porzellantassen aus Meissen, sorgfältig gereiht und Polsterstühle mit hohen Lehnen darum. Ausser dem wohlgenährten Mops jedoch, der auf dem Kanapé schmollte, und zweien alten Katzen im Lehnstuhl hinterm Ofen, zeigte sich noch nichts Lebendes; denn die Wirthin observirte im Nebenzimmer mit einem Perspektiv. Ob nach erwarteten Gästen oder etwas Unerwartetem ließ sich aus dem Lächeln unter der spitzen Nase und dem noch spitzeren Kinn nicht entdecken. Der Hund gnurrte und die Katzen bäumten sich, daß ihre Gebieterin sie auf so ungewohnte Weise vernachlässigte; aber das Fräulein ließ sich nicht eher stören, als bis man die ersten Gäste vor der Thüre scharren und über den Vortritt komplimentiren hörte.

Man hob sich auf den Schuhspitzen und küßte sich auf beide Backen, man fragte, wie man sich befinde und war erfreut, sich so wohl zu finden. Alle versicherten, das Fräulein nie so munter gesehen zu haben. „Nous sommes sauvées," erwiederte sie komplimentirend einer jeden und führte die theuren Freundinnen mit unermüdlicher Rührigkeit an ihre Plätze. Es hatte jede etwas zu erzählen von den Schrecken der überstandenen Belagerung, jede einen abscheulichen Zug mitzutheilen von der Rohheit der Preußen, von der Impertinenz der Offiziere, von der Unartigkeit des Gouverneurs und keine einzige führte, — wie es wohl in den Kriegen nach dem Siebenjährigen sich zugetragen hat — das Wort für die Einquartierung.

Der dunkelbraune Kaffe floß nicht so reichlich aus den drei großen Kannen in die zwölf Tassen, als von den Lippen der ehrenwerthen Matronen die Erkundigungen, Mittheilungen, Betheurungen und Verwünschungen. Es hatte die Eine aus Furcht sechs Stunden im Keller gesessen und von der Erkältung den Husten bekommen; nur flüsterte indessen man sie bedauerte ihre erste Nachbarin der zweiten zu: „Die Gute hustet seit dreißig Jahren just wie heute." Der andern wollte man es nicht glauben, daß die Offiziersburschen ihren Kleiderschrank geplündert, denn — wenigstens versicherte es die, welche sie kaum ihre beste Freundin genannt — ihre Staats-Garderobe hinge seit zehn Jahren am Altmarkt, aber es waren keine Lippen, die nicht innigstes Bedauern ausdrückten.

„Et ce mechant homme!“ rief die Wirthin aus, „wie konnten die Kaiserlichen diesen Schmettau, der uns das angethan, frei echappiren lassen!“

„Und er hat alles Geld mitgenommen, beste Klinkauf,“ rief eine andere.

„Und hat noch die Impertinenz gehabt, sekundirte eine zweite, zu meinen, man hielte ihm nicht die Kapitulation.“

„Er will ein Recht haben!“ schrie die Wirthin aufspringend. „Nicht die Kapitulation gehalten! Hat er denn wie ein Kavalier gehandelt, daß man mit ihm kapituliren konnte? War ihm Vernunft beizubringen, als er den Hof outragirte, und uns in die Luft sprengen wollte? Man mochte ihn auf den Knieen bitten, das war so gut, als läge man vor einem Stück Holz. Und welche Hitze das war, als er die hohen Häuser in der Pirnaschen Vorstadt abbrennen ließ! Da — wenn man links herumsieht — glühte und glimmte es, daß die Fensterscheiben zitterten und mein Mops, das arme Thier, nicht wußte vor Angst, wo es hin sollte. Ah Monsieur le Comte, Sie wollen sich noch beschweren und das große Wort führen! O meine Damen, ich habe christliche Gesinnungen, aber wenn sie ihn gefaßt hätten, hier in der Altstadt müßte ein Exempel an ihm statuirt werden, etwas extraordinaires, daß alle Welt ein Beispiel dran nähme. Wie ein Ketzer in Spanien wollt' ich ihn drüben auf dem Neumarkt verbrennen sehen, und es sollte ihm die Hölle heiß gemacht werden!“

„Das wäre doch nicht christlich, beste Klinkauf!“ Einige hielten den Fächer vor das Gesicht.

„Es war schon ein kleines Fegefeuer,“ bemerkte eine Dame, „wie sie seine Kassenwagen und Rekruten an den Thoren in die Klemme nahmen. Es hat ihm alle Mühe gekostet durchzukommen.“

„Was will das dagegen, wie sie uns in die Klemme genommen! Eine preußische Stadt mag man so vertheidigen, aber nicht die Residenzstadt Seiner Majestät des Königs von Polen und noch dazu, wenn unsere Freunde draussen stehen.“

„Denken Sie sich, liebe Klinkauf, der Papagei der Hofmarschallin ist erschossen worden,“ rief eine hagere Dame.

„Das hübsche Thier!“ jammerte man.

„O es wird ihm nichts vergessen werden,“ klatschte das Fräulein in die Hände. „Das kommt Alles auf die große Rechnung. Und nun geht's an's Bezahlen. Verlassen Sie sich drauf, nun ist's aus. Mit der Kunersdorfer Bataille ist das eine andere Geschichte als damals mit der Nachtaffaire bei Hochkirch, aus der nicht viel raus kam. Nicht zehn Mann hat er mitgebracht und die russischen Kugeln sind dem Herrn König von Potsdam durch den Leib gegangen, daß es mit seinem guten Magen aus ist. Er soll nicht mehr alles verdauen, was er verschluckt. Er liegt an der Gicht, an der Gicht sage ich Ihnen. Wenn ich sein Doktor wäre —“

„Unsere Klinkauf hat doch immer die besten Neuigkeiten.“

„Wir haben ihn zu lange respektirt, das ist es, das allein, warum der Pilz so groß wurde! Warum haben wir nicht zugegriffen mit Händen und Füßen? Da zitterten der Herr Geheime Hofkriegsrath, der Herr Feldmarschall, die Excellenzen hüben und drüben. Wenn man überall auf uns gehört, wenn Frauen kommandirt hätten im Kabinet und im Felde, dann säh' es anders aus, anders, sage ich. Gar keinen Respekt brauchte man zu haben. Warum? — Sind das überhaupt Kavaliere bei den Preußen? Schöne Kavaliere, die keine Egards haben für Hofdamen! A propos, waren Sie schon auf dem Wachtzimmer im Schlosse? Ich sage Ihnen, es sieht gräulich aus von den schmutzigen Fußtritten und in die Wände haben sie gekratzt, sehn Sie Figuren, daß eine sittsame Dame vor Scham in die Erde sinken möchte, in die Erde, sage ich Ihnen."

Sie war beschäftigt ihrer Nachbarin etwas ins Ohr zu flüstern, als die Thür aufging und ein gepudertes Haupt hereinblickte. „Ist es erlaubt?" Ein Schrei freudiger Ueberraschung antwortete, und eine Gestalt schlüpfte herein; im fein gestickten Hofkleide, mit Degen und Chapeaubas, wie mit Mienen, Armen und Beinen so geschickt sich drehend und wendend, daß alle anwesende Damen sich zugleich und zuerst gegrüßt glauben konnten.

„Der schöne Kammerherr, von dem Sie wissen," unterrichtete eine Nachbarin die andere.

„Baron Kurz, embrassez moi," schrie ihm die

Wirthin entgegenstürzend zu. „Wo haben Sie die letzte Zeit gesteckt?“

„Verzeihung, wenn ich unangemeldet —“

„Ein Kavalier, wie Sie, braucht nie Verzeihung.“

Während die glückliche Wirthin der wißbegierigen Versammlung erzählte, wie es ihr gelungen die ganze Belagerung über den Kammerherrn zu verbergen, versicherte der nicht minder Glückliche einem andern Kreise tausend süße Dinge.

„Das war die artigste Einquartierung, meine Damen,“ sagte die Wirthin, „bis er mit einem Male wie ein Dieb in der Nacht entwischte, als die Kapitulation geschlossen war, um jetzt,“ wandte sie sich verbindlich zu ihm, „in der Parüre eines jungen Gottes wieder aufzuwarten.“

„Und,“ setzte der Baron fort, seine Knie beugend und ihre Hand an die Lippen drückend, „den Tribut des Dankes an den Stufen des Altares meiner Schutzgöttin mit Dank gerührtem Herzen derselben zu präsentiren.“

„Ihr wäre wohl lieber, wenn er ihr das Herz selbst präsentirte!“ bemerkte die Wohlbeleibteste unter den Damen.

„Er war immer ein Schmetterling,“ sagte die Wirthin gefällig, seinen himmelblauen Atlasrock musternd. „Wo waren Sie indessen, Unartiger?“

„Ueberall und nirgend. Wie ein Vogel, der aus dem Käfig flattert, um wieder zu fühlen, ob es noch

Luft giebt und Zweige und Bäume. Ich durchstreifte die Gassen, ich war beim Auszug der Preußen.“

„Kammerherr, Sie haben sich exponirt?“

„Nicht in dieser Parüre. O ich versichere Sie, es war eine angenehme Empfindung, den verhaßten Blauröcken ins Gesicht zu sehen, und sie konnten uns nicht wieder eben so ins Gesicht sehen. Es war als ob sie Alle Spießruthen liefen; und die Kaiserlichen heitzten gut! Sie wissen doch, wie der Zufall uns günstig gewesen.“

„Der Zufall!“

„So dürfen wir's nennen. Friedrich hat Schmettaun zwar einen Befehl zugeschickt Dresden zu übergeben, aber auch eben so schnell kontremandirt. Die Kontreordre dringt nicht durch, und Schmettau war schon aus den Thoren, als ihm die Nachricht kommt, daß General Wunsch auf Sturmesflügeln zum Ersatz auf Dresden marschirt. Da war es zu spät.“

Die Wangen der Damen wurden unter dem Roth und den Schönpflästerchen blaß und alle sahen sich fragend an, ob es auch wirklich zu spät war?

„Keine Sorgen,“ sagte Kurz, sich etwas auf den Hacken hebend. „Man hat den ungeschliffenen Mann nicht wieder zurückgelassen. Schade, daß er so gut französisch spricht.“

„Und es ist der letzte Mann heraus lieber Kammerherr?“ fragte eine Dame.

„Der letzte, und so lange ein patriotisches Herz in unserer Brust schlägt, soll keiner mehr herein.“

„Was ist der guten Klinkauf?“ fragte die unter den Damen, welche nach ihren Blicken auf den Ehrenplatz Anspruch machte, einem Platz, den sie vermöge ihrer Korpulenz gegen männiglich zu halten berechtigt schien. „Sie ist heut immer auf den Beinen, als wäre sie ein achtzehnjähriges Ding. Da ist sie wieder fort in das Schlafzimmer, als hätte sie sich eine Société gebeten, aus den lieben Kaufmannsfrauen, mit deren Gesellschaft sie uns neulich einmal regalirte. Das gute Fräulein scheint die Egards mit den Jahren zu verlernen.“

„Sie vergißt die Jahre selbst,“ nickte ihre Nachbarin.

Der Kammerherr war an das Fenster gehüpft und wieder zurückgehüpft. Er warf der Sprecherin eine Kußhand zu, streichelte den Mops und sagte mit schlauem Blick: „Sie observirt.“

„Was denn?“ fuhr es wie aus einem Munde.

„Meroni's drüben.“

„Die abscheulichen Leute,“ seufzte die dicke Dame.

„Der Graf bleibt immer ein charmanter Kavalier,“ entgegnete ihre hagere Gegenfüßlerin. „Es ist Verläumdung, daß er es mit den Preußen gehalten hat!“

„Die ganze Familie ist mir ein Gräuel,“ fuhr die korpulente fort. „Der Graf ist nichts als eine Null, die sich voller Wichtigkeit dünkt, die Gräfin, um nichts schlimmeres zu sagen, ein altkluges Geschöpf und die pauvre Cousine die boshafteste Person unter der Sonne. Wenn der Alte es auch nicht mit ihnen gehalten,

die Comtesse hat es ja in die vier Winde geschrieen, daß sie uns alles Unglück auf den Hals wünscht. Es ist ein Skandal in der Familie und ich danke alle Tage meinem Schöpfer, daß wir nicht mit ihr verwandt geworden. Meines guten Bruders Sohn, was wäre aus dem geworden, wenn er ein solches Aergerniß ins Haus gekriegt. Ich hätte mich vor keinem ehrbaren Menschen mehr sehen lassen."

„Daß sie den alten Mann so an ihrem Schnürchen tanzen läßt," warf eine dritte ein, ein Vorwurf, der wie Vermittelung klingen sollte.

„O der Graf verdient es nicht besser," fuhr die beleibte heftiger fort. Ich weiß nicht, wie die Kavaliere heut zu Tage denken, daß sie mit ihm umgehen, als wäre gar nichts vorgefallen. Kommt mit dem zerschossenen Husaren nach der Hochkirchner Bataille in die Stadt, als wär' es unser verwundeter Kurprinz. Wär' es noch ein Verwandter, oder ein Kaiserlicher, ja wär' er nur von Familie. Nein, mit einem preußischen Avanturier, von der Straße aufgelesen — es weiß kein Mensch wo er her ist. Den hätscheln sie und pflegen sie, o ich will nichts ärgeres sagen, aber die Stadt hätte gegen aufstehen sollen."

„Die Preußen waren aber in der Stadt."

„Was, Preußen, wenn der Anstand im Spiel ist. Man hat sie an des Menschen Bette sitzen gesehen und ihm vorlesen!"

„Es ist nicht möglich!" rief Alles und eine Mutter hielt ihrer Tochter den Fächer vor. Man drang

in den Kammerherrn, der schlau dazu gelächelt hatte, mitzutheilen, was er wisse.

„Sie konnten von hier grade in ihre Vorderzimmer sehen,“ bemerkte die hagre.

„Wenn es Skandal ist, so verschonen Sie unsre Ohren,“ rief die korpulente, „man kann sich ja Alles denken.“ Aber ihre aufmerksamen Blicke sagten, daß wenn sie sich auch alles denken konnte, sie es doch lieber mit Ohren hörte.

Der Kammerherr drückte seine Hutspitze gegen die Brust, und senkte das Gesicht mit einer frommen Miene, die damals in Dresden noch nicht Mode war. „Die Comtesse selbst ist gewiß von Geburt eine äusserst vollkommne und feine Dame, und ihre Conduite schiebe ich allein darauf, daß sie die Gesellschaft von Damen ihres Standes und von solchen Verdiensten, wie unsere verehrten Freundinnen, nur zu sehr evitirt hat.“

„Das lag schon in dem Blut der Mutter,“ rief die korpulente, „sie dünkte sich immer besser, als andere.“

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm,“ fiel eine zweite ein.

„Ach der arme Graf trug seiner Zeit sein Kreuz,“ seufzte die hagre. „Warum mußte er ins Ausland und dort suchen!“

„Was er in der Nähe haben konnte,“ sagte zunickend eine theilnehmende Freundin, und züschelte der Nächstsitzenden zu: „Sie kennen doch die Geschichte! Er ging unserer Freundin aus dem Garn.“

„O fahren Sie fort, lieber Baron. Was haben Sie beobachtet die lange Zeit über? Ach das muß eine recht schöne Zeit gewesen sein, so allein und ungestört mit der lieben Klinkauf leben zu können. Womit amusirten Sie sich?“

„Wir spielten Piquet.“

„Und da sahen Sie —“

„Wir waren froh in der bösen Zeit, daß man uns nicht sah.“

„Sie loser Schelm! Aber zuweilen stahlen Sie sich doch ein bischen ans Fenster.“

„Doch ich betheure, ich habe nichts gesehen, was auf den Ruf der Comtesse eine Blame würfe.“

„Er will nichts gesehen haben! Der Schelm! Wir wissen wohl, daß es eine Zeit gab, Kammerherr, wo auch ein gewisser Baron um die Tritte dieser Diana schwebte. Pfui schämen Sie sich.“

„Was haben Sie denn gehört? Auf unsere Diskretion können Sie rechnen,“ sagte mit Würde die beleibte und drückte des Kammerherrn Hand.

„Wir sind unter uns,“ sagte leiser der Baron und musterte die eilf hohen Frisuren, welche sich unmerkbar zum engsten Kreise geschlossen hatten.

„Ganz unter uns.“

„Was ich gesehen, lohnt wirklich nicht der Mühe, aber man brauchte sich nicht aufs Sehen und Lauschen zu legen, um zu erfahren wie es dort herging, so wenig versteckte man sich. Wir wissen, daß der Husarenlieutenant bei Meronis vorigen Sommer im Quartier

gelegen, wir wissen, daß sich schon von daher ihr — Verständniß, wenn ich es so nennen darf, herschreibt. Der Graf machte große Augen, mußte aber schweigen, denn die Comtesse drohte ihm, von wegen seiner kleinen Unterhandlungen, die Preußen lagen auf seinen Gütern und Sie kennen den — sonst gewiß hochverehrungswürdigen Grafen."

"Wir kennen ihn!"

"Indessen wurde es ihm mit der Zeit doch zu arg, weil es herauskam, daß der Mensch ganz ohne Familie war —"

"O es wäre ihm recht gewesen," fuhr die Wortführerin auf.

"Er untersagte daher der Comtesse ernstlich allen Umgang mit dem Offizier. Das machte aber das Uebel nur ärger, sie steckte ihm alles Geld zu, was sie aufbringen konnte, er kam zu ihr als kassubisches Bauerweib verkleidet und die böse Welt will haben, auch sie hätte ihn einmal als Husar besucht. Endlich war man übereingekommen, daß es eine Entführung geben solle und das grade in der Nacht, als voriges Jahr die Hochkirchener Bataille losgehen sollte. Das erfährt ein preußischer Offizier von Familie, der auch ein Auge auf die Gräfin hatte, und wie man meint vom Vater begünstigt wurde. Er tritt ihm in den Weg, sie gerathen aneinander und der ignote Herr Stephan haut ihn nieder. Dazu kommt der König, dessen Liebling der Offizier gewesen und läßt den Thäter auf der Stelle arretiren und schließen. In seinem Verhaft aber bricht

er in ein hitziges Fieber aus, wüthet und schreit und als der nächtliche Ueberfall alles in Konfusion gebracht, zerbricht er in der Raserei die Kette, springt auf ein Pferd und haut sich durch Freund und Feind bis in das brennende Gehöft der gräflichen Familie. Dort wartet die Comtesse schon auf ihn in Mannskleidern und will mit ihm auf und davon reiten, als ein Schuß ihn zu Boden streckt."

„Um Vergebung," rief eine Dritte, die bisher geschwiegen, „das weiß ich besser. In Husarenkleidern ist die Comtesse auf dem Pferd gesessen gewesen und ist mit ihm in der Bataille umhergeritten, wenn sie nicht gar, wie böse Zungen meinen, ich aber nicht glauben will, mit eingehauen hat. Husar ist sie ja genug. Nachher hat sie den Vater mit der Pistole in der Hand gezwungen den verwundeten Lieutenant in seinen Staatswagen zu nehmen. So sind sie in der Neustadt einkutschirt. Die Cousine meines Stubenmädchens, die im wilden Mann dient, hat sie mit ihren eigenen Augen gesehen."

„Was man in Dresden erleben muß!"

„O wenn das so fort geht, das kann weit mit uns kommen."

„Ottilie, daß Du dich nicht unterstehst," rief die zärtliche Mutter die Akklamationen des Unwillens unterbrechend, ihrer Tochter zu, „die Comtesse wieder zu grüßen."

„Sie sollte noch einmal sich bei Hof sehen lassen!" stimmte die Hagre bei.

Die bescheidene Bemerkung des Kammerherrn, daß die Nachricht etwas Unwahrscheinliches hätte, wurde überschrieen.

„Er ist ein Deserteur, ereiferte sich die Korpulente, mit einer kaiserlichen Kasse ist er durchgegangen, es stehn große Summen auf seinem Kopfe; aber es wurde Alles vertuscht. Warum hätten sie sonst so viel Aufhebens und Wesens gemacht, um den wundkranken Lieutenant fortzuschaffen, wo so mancher Major und Hauptmann zurückbleiben mußte!"

„Was haben sie denn gethan?"

„Ich glaube eine halbe Kompagnie wurde gestern geschickt, um ihn auf Matratzen und Stroh zu verpacken und eine Schwadron eskortirte den Wagen — des Grafen. Wem 's nicht an den Hals geht, um den macht man nicht so viel Umstände."

„Wenn sie ihn noch erwischt hätten," sprach die hagre Dame, „würde man doch ein ordentliches Exempel statuirt haben."

„In des Grafen Phaeton sagen Sie, meine Beste?" fragte eine aufmerksame Dame, welche bis dahin nur durch Exklamationen sich bemerklich gemacht. Ihre lebhaften Augen verriethen ihre Freude, nun ein besseres Scherflein zur Konversation beitragen zu können. „Wirklich, wirklich, o das wird eine schöne Geschichte!" rief sie, als man ihr den Wagen und den Kutscher beschrieben. Aug und Ohr waren auf sie gerichtet und sie zögerte nicht mit ihrer neuen Entdeckung.

„Diese Equipage, meine Damen, sah ich aus

meinem

meinem Eckfenster, als sie zum Thor hinaus passiren wollte. Die Kroaten auf den Wällen waren schon handgemein geworden mit der Eskorte. Eins fiel den Pferden in den Zügel und eins wollte den Wagen visitiren; es war ein erschrecklicher Lärm geworden, und was sie schrieen weiß ich nicht, aber meine Wirthsleute haben gehört, daß die Eskorte von dem verwundeten Offizier sprach. Allein die Kroaten lachten und schwuren und eh ich michs versah, war ein solcher Heiduck hinaufgeklettert, und drei ihm nach. Mit einem Mal fliegt eine Matratze dem ersten gegen den Kopf, es flucht und wettert, der Kranke ist aufgesprungen und schlägt mit was ihm in die Hände kommt drauf los, daß der eine über den andern purzelt. Geschrieen und geschimpft hat der Blessirte mit einer Kehle wie sie nicht zehn Gesunde zusammen haben."

„Und was wurde draus?"

„Ein schrecklicher Tumult, daß die Oberoffiziere zukommen mußten; aber der kranke Preuße hat sich nicht wieder in den Phaeton gelegt, sondern ist auf ein Packpferd gesprungen und so in Hemdsärmeln durchs Thor galloppirt, worüber Alle gewaltig lachten. Darauf kann ich einen körperlichen Eid ablegen."

Man schwieg mit bedeutungsvollen Blicken bis die korpulente Dame sagte: „Das muß eine eigene Blessur gewesen sein!"

Ottiliens Mutter schauderte: „Das muß man sagen, in Meronis Hause wird eine saubere Moral

gelehrt. Ich glaube, in Sodom und Gomorha ist es nicht so hergegangen, wie jetzt in Dresden."

„Begreifen Sie das Kammerherr?" fragte die dicke Dame auf den Baron zuschreitend.

Der Baron verzog den Mund: „Den Husarenlieutenant begreife ich wohl."

„Sie haben uns gut betrogen, die Comtesse hat gut die Tugendhafte gespielt, aber hinter dem steckt etwas, sage ich Ihnen." Die letzten Worte waren mit aller Kraft zürnender Ueberzeugung betont.

„Es steckt etwas dahinter," riefen sieben zugleich, und der Kammerherr, den Finger auf dem Munde, wiederholte: „Es steckt etwas dahinter." Da öffnete sich die Seitenthür und das Fräulein rief, den Kopf vorsteckend: „Baron Kurz!"

Der Baron war verschwunden.

Ein gekrümmter Marmortisch zum Lhombre bestimmt, stand in der Mitte des tiefen Zimmers. Auf diesen setzte die wohlbeleibte Dame, mit Gewicht vom Sopha sich erhebend, mit Gewicht hinschreitend, mit eben dem Gewicht ihren Pompadour nieder und ihre Muscheldose hervorziehend, sprach sie: „Das finde ich sonderbar."

Die hagere Dame fragte spöttisch, ob sie ihre Partie anfangen wollten?

„Ich finde es impertinent," fuhr die erstere fort und schlug den Dosendeckel zu, „ich finde es sehr impertinent uns hier stehn zu lassen. Erst wegzulaufen,

dann fortzubleiben und uns nun allein zu lassen wie die Narren. Ich finde es über alle Maßen impertinent!“

„An ihrer Gesellschaft, wäre uns freilich wenig gelegen,“ setzte die Hagere hinzu, denn sie wird mit den Jahren immer zerstreuter, man könnte sagen kindischer.“

„Wer ist sie denn,“ fuhr die Dame fort, welche das Signal zur Empörung gegeben, „wer ist denn diese Klinkauf, daß sie sich dergleichen erlauben darf. Ihr Vater war Kammerherr bei dem höchstseeligen August dem Starken, aber was für ein Kammerherr! Von ihrem Großvater weiß keine Seele, was er gewesen, und ihre Mutter —“

„War ein polnisches Fräulein,“ fiel eine Dame ein.

„Aber was für ein Fräulein, meine Liebe! Ich habe den Namen niemals aussprechen hören. In Polen mochte das in jener Zeit etwas gelten, aber hier, hier! Wenn nicht der Krieg gekommen wäre, hätte ja keine Seele von ihr gesprochen. Sie hat sich hie und da angehängt, gehorcht, zwischen getragen. Daß Ihro Majestät die Königin ein Mal, ein einziges Mal mit ihr eine Stunde allein gesprochen, und die Kabinetthüre zugeschlossen war, darauf pocht sie, als ob Ihre Majestät nicht mit andern Damen auch allein gesprochen hätten, und nicht eine Stunde, sondern zwei Stunden, und nicht einmal, sondern drei und vier Mal. Giebt ihr das ein Recht, hier in der Alt-

stadt zu thun, als ob sie die erste Gesellschaft bei sich sehen kann.“

„Nein, würdigste Freundin, weil General Schmettau ihr gedroht: er würde ihr mal das Mundwerk legen lassen, das ist ihr so in die Krone gefahren.“

„Um Vergebung, meine Beste, er hat gesagt das unnütze Mundwerk. Ei, wenn er sie auch hätte auf die Hauptwache bringen lassen, wir wären darum doch chursächsisch.“

„Ihre vornehmste Bekanntschaft bleibt doch der Marquis.“

„Wo bleibt aber der Marquis?“ fuhr die erhitzte Dame fort. „Hat er sich seit Jahr und Tag bei ihr sehn lassen? Durch wen ist er denn zu ihr gekommen? Durch Meronis. Mit Meronis ist es nun aus, wird es mit dem Marquis nicht auch aus sein? Und wer ist der Marquis am Ende?“

„Er ist sehr reich.“

Die verschämte Tochter der besorgten Mutter hatte durch's Schlüsselloch gesehen. Die Mutter fragte: „Was hast Du gesehen?“ und neun Stimmen fragten: „Was giebt es?“

„Sie sehn mit einem Fernrohr über die Straße,“ flüsterte die Tochter.

„Das müßte man doch sehen,“ meinte die beleibte Dame und machte sich auf den Weg, Dose, Pompadour und Fächer zurücklassend, und gar nicht mit dem gewichtigen Schritt von vorher, als in dem Augenblick

die Thür leise aufging und das Fräulein, wie sie vorhin dem Kammerherrn, jetzt aber derselben Dame durch eine Kußhand zunickte: „Theuerste Freundin, auf ein Wort.“

Die theuerste Freundin legte nicht ihr Auge an's Schlüsselloch, sondern hüpfte mit einer Hast, ganz gegen ihre Natur, in das schnell sich wieder verschließende Zimmer.

„Das muß ich gestehn,“ rief die Hagre, heftig sich durch das Zimmer bewegend.

„Sie haben das Schlüsselloch zugemacht,“ bemerkte verdrießlich die besorgte Mutter, welche aus Fürsorge die Tochter von ihrem Platz verdrängt hatte.

„Und drüben ist gar nichts auf der Straße zu sehen,“ rief eine Dritte.

„Was sie bei ihrem Tete a tete noch die Kammeräthin brauchen, kann man wahrhaftig nicht begreifen,“ sprach eine Vierte.

„Es ist als wenn man in einem Tollhaus wäre,“ eine Fünfte.

„Glauben Sie im Ernste, daß zwischen dem Kammerherrn und dem Fräulein etwas im Werke ist,“ sprach die besorgte Mutter. „Ottilie packe dein Strickzeug ein.“

„Sie haben alle Tage Piquet gespielt.“

„Es wäre Schade um den Kammerherrn.“

„Sie wird ihm die Dankbarkeit zu Gemüthe geführt haben.“

„Ottilie komm.“

Die Thür öffnete sich abermals und das Fräulein rief mit holdseliger Miene: „O theure Süßmilch auf einen Augenblick!“

Die Dame, welche eben, im Zorn noch einmal so lang und hager als von Natur, die Fahne des Aufruhrs unter den Zurückgebliebenen aufgepflanzt, folgte, schnell wie ihre beleibte Freundin und vor ihr der Kammerherr, der Auffoderung. Die Thür ging hinter ihr zu und die neuen Ausgeschlossenen blickten sich fragend an.

„Ottilie sieh, ob unsre Portechaise da ist,“ rief die Mutter und ihre Saloppe von der Kanapélehne reissend, stieß sie den faulen Mops, ob mit Absicht, ob aus Zufall berichtet die Dresdener Chronik nicht, auf die Erde, daß er winselnd und gnurrend auf der Diele zappelte. „Die Geschichte soll doch erzählt werden. —“ „Das hätte sich die Hofmarschallin nicht erlaubt. —“ Hauben, Hüte, Umschlagetücher, Saloppen, Parasols riß man sich mit eilfertiger Geschäftigkeit aus den Händen, ein Fuß trat sogar die arme Bella, daß ihr gellendes Geschrei selbst die Aufbrechenden erschreckte. Die besorgte Mutter war die erste, welche die Klinke der Thüre faßte, als Ottilie ausrief: „Aber Mama, nun erfahren wir ja doch nicht, was sie drin machen. —“ Die Stimme der Unschuld verhallte nicht ungehört. Man stutzte. Eine ältliche Dame, die sich bis dahin nur im Chor vernehmen lassen — große Charaktere entwickeln sich gewöhnlich erst in großen Krisen — diese war es, welche mit einer retardirenden Bewegung ihr Parosol auf den Boden setzte und anhub:

„Meine Damen, ich weiß nicht, warum wir uns hier fortschleichen wollen, wie die Katze vom Taubenschlag. Wer sind denn die drei Damen und wer sind denn wir? — Wir sind invitirt, wir haben die Invitation angenommen, wir sind hier. Zu wem sind wir invitirt? — Nicht in die leere Stube, sondern zum Fräulein. Das Fräulein ist nicht hier, sondern im Nebenzimmer. Also wo gehören wir hin? Ins Nebenzimmer. Was sie thun wollen, meine Damen, das muß ich Ihnen überlassen. Ich wenigstens will der Süßmilch nicht die Freude lassen, daß sie sagen kann, sie hätte mich fortgebissen. Mir ist ja nichts dran gelegen zu wissen, was sie drin vorhaben, o Gott bewahre, die ganze Invitation ist mir ganz gleichgültig, aber kein Putchen will ich nicht sein und keine Närrin auch nicht und mir nachreden soll man auch nicht, daß ich mich bei der Nase herumführen ließe, o nein von der Kammerräthin nicht und von dem Fräulein noch weniger, und wenn alle Welt „„Zeter!““ schreit, anklopfen will ich und ihnen sagen wer ich bin und wer sie sind und fragen, was in Dresden Conduite ist?“

Es bedurfte nur eines so beherzten Auftretens, um den Zunder der Empörung zur lichten Flamme anzufachen. Es war ein einmüthiges „Das wollen wir,“ welches den Vorschlag der Rednerin unterstützte. Der Rückzug war aufgegeben, der Sturm schien beschlossen. Und zwar unverzüglich, denn die Volkspartei unter den vereinigten Neun mochte nicht ohne Grund fürchten, die Separatisten drinnen könnten ihren Bund durch

abermalige Absonderung und Begünstigung einer unter ihnen schwächen. War zu hoffen, wenn man die beherzte Volksrednerin von der Allgemeinheit getrennt, daß eine zweite, eine dritte ihr folgte, daß immer wieder neue Kräfte unter dem Rest aufwuchsen! Mit gehaltenem Tritt, denn Niemand verhehlte sich die Bedeutung des Schrittes, trat man auf die Thüre zu. Die Vorposten zogen sich zurück, wenn man den Mops so nennen darf, welcher instinktartig dahin gekrochen, um über die wiederfahrene Beleidigung zu klagen, an die Thürleiste kratzte, der Mops wich, aber die Thüre kam ihnen entgegen, ehe die Tribunin sie aufriß.

Diesmal war es der Kammerherr. Er schien nicht verwundert über den drohenden Sturm. Zwar drückte er geschickt hinter sich die Thüre zu, aber zugleich den Finger an den Mund, ein Signal für Alle, er kam nicht, um mit einer Einzelnen zu unterhandeln.

Aber der arme Kammerherr! Neun Gewitterwolken in einem Thal zusammenstoßend, können nicht so schreckliche Hagelschauer und Regengüsse ausströmen, als auf den Lippen der Neun plantirten Damen dem erwähnten Günstling drohten. Schon brach es spitz, scharf, heftig heraus, als der Erschrockene ihnen muthig ins Wort fiel: „Aber meine theuersten Damen, ich komme Ihnen interessante Entdeckungen —“

„Entdeckungen!“ rief es einstimmig. Der Zorn verstummte, die Regenschauer blieben zurück: „Lieber Baron was giebt es?“

„Vorsicht und Ruhe, meine Damen! Es ist oft

besser, daß man nicht ausspricht, was man gesehen hat."

„Was ist der Klinkauf?"

„Dem Fräulein ist nichts."

„Der Kammeräthin?"

„Weder der, noch Fräulein Süßmilch, noch irgend Jemand von uns. Es ist eine Staatsangelegenheit! — Theuerste Freundinnen, ich wiederhole die Bitte, um äusserste Diskretion. Es sollte eigentlich nicht jeder sehen, was uns der Zufall entdecken ließ, aber wer könnte sich die Strafe auflegen, vor Ihnen etwas zu verbergen und wer so frevelhaft denken, zu fürchten, daß Sie nicht reinen Mund hielten. Unsere liebenswürdige Wirthin sendet mich als Adjutanten, Sie meine schönen erfahrenen Generalinnen zu einer Rekognoszirung einzuladen —"

„Die Thür auf!" unterbrach die Tribunin, und ehe es ausgesprochen, war sie aufgerissen.

Von der Staatsangelegenheit sah man nichts im Zimmer, denn es war ganz leer. Aber die drei Damen standen mit dem Rücken gegen das Gesellschaftszimmer am Fenster und drängten sich um ein Perspektiv, dessen Oeffnung durch die zugehaltene Gardine nach der Straße gerichtet war. Im nächsten Augenblick war der Kammerherr bei Seite gestoßen und die neun angekommenen Damen, um die drei anwesenden Damen gedrängt, und bald sollte die Grazienzahl nichts vor der Musenzahl voraus haben.

Zweites Kapitel.

Das Geheimniß.

Wer nie in Alt=Dresden war, weiß auch nicht, daß daselbst nicht über der ersten, sondern erst über der zweiten Treppe die Belle=Etage anfängt. Die Statistiker sind uneinig über den Grund dieser Abnormalität; die Einwohner behaupten, Feuchtigkeit und Kälte der Erdschoßgewölbe, meist zu Kaufmannsniederlagen eingeräumt, treibe die vornehme Welt in die Etage, welche im übrigen Europa die zweite heißt. Es ist zweifelhaft ob diese uralte Annahme in der sächsischen Hauptstadt auch den mächtigen Erschütterungen der neuesten Zeit widerstehen wird; zu der des siebenjährigen Krieges bestand sie aber noch in aller Kraft und auch die Familie des Grafen Meroni hatte ihre Wohnung in der zweiten Etage ihres Hotels in der Morizgasse aufgeschlagen. Noch sah es indessen wüst und unordentlich in den geräumigen Vorderzimmern aus; denn während

des drohenden Bombardements waren die besten Effekten in die festen Gewölbe zu flacher Erde gerettet worden und erst heute fing man an, sie wieder herauf zu holen und in die alte Ordnung zu bringen. Der Graf ging schweigend den Dienern zur Hand, die Gräfin, welche in eifrigem Gespräch mit einem ernsten Manne am Fenster stand, ermahnte sie dann und wann durch Wort und Wink, mit mehr Stille zu Werke zu gehen. Der Mann, mit dem sie sprach, gehörte, nach seiner Physiognomie zu schließen und dem sichern Wesen, mit dem er dastand, zu den im Hause Bevorrechteten. Seine Blicke suchten nicht die der Andern, sondern die der Andern ihn. Er hatte nicht die Miene eines vornehmen Mannes, auch keines Verwandten, noch weniger die eines reichen Gläubigers; zum beliebten Hausfreunde fehlte ihm die Leichtigkeit, denn er lehnte sich, wie die Bequemlichkeit ihm eingab, an den Pfeiler, drückte den Bernsteinknopf seines langen Stockes an die Nase und hörte oder hörte nicht, was man ihm erzählte, indem seine Augen die Dielenritzen zählten. Er sah nicht einmal den unbeschreiblichen Ausdruck von Angst, Seeligkeit und Zweifel auf dem Gesicht der Comtesse; er sah nicht wie ihre schönen glanzerfüllten Augen auf die Bewegung seiner Oberlippe, auf das Nicken seines Kopfes lauschten, wie ihre Hände ihm entgegen kamen, um irgend einen Druck der Versicherung zu erhalten. Er war auch kein Geliebter gewöhnlicher Art, denn die junge Dame ließ sich weder durch die Gegenwart der vorübergehenden Hausgenossen noch

durch die Blicke, welche aus den gegenüberliegenden Fenstern sie treffen konnten, irre machen, — auch zählte er über fünfzig Winter hinaus — kurz es war und konnte nur sein — der Hausarzt.

„Wir dürfen also ganz auf Sie rechnen,“ sagte die Gräfin.

„Ohne Sorge, Comtesse,“ erwiederte er lächelnd, den Stock niederlassend.

„Aber,“ fuhr sie mit verlegener Miene fort, „Geschäftsmänner sind zuweilen zerstreut. Eine Aeusserung, ein Wort —“

„Silentium heißt das Kommandowort, meine Gnädigste, bei den Priestern des Merkur und Aeskulap. Ueberdies fanden wir heut Morgen auf unserm Pult, ein so starkes Siegel mit den Bildnissen unseres allergnädigsten Landesherrn auf unsere ärztliche Verschwiegenheit gedrückt, daß die Zerstreutheit ein doppeltes Crimen läsä beginge, dagegen zu rebelliren.“

„Die Rezepte werden Sie selbst besorgen?“

„Und selbst die Tinktur bringen, aber die Hauptarzenei ist und bleibt Ruhe — Ruhe, nichts als Ruhe — sorgen Sie dafür, daß kein Bombardement kommt, kein Einbruch von Phantasieen und sonstigem Gesindel — wie dazumal. Ich bin noch immer nicht im Klaren, über die eigentliche Ursache des Rückfalls.“

Die Gräfin hatte ihn während dessen hinausbegleitet. Auf den ersten Stufen der steinernen Treppe hielt der in Gedanken verlorene noch einmal inne und wendete sich zur jungen Dame um.

„Ich sage Ihnen, es ist in der Natur etwas Antinormales — ein fatales, brennendes Blut, was nicht in den ober= und nicht in den niedersächsischen Kreis gehört. Am Vesuv, oder im Mohrenlande, da hätte er geboren werden sollen. Was waren das damals für Grillen sich nicht peitschen lassen zu wollen auf dem abgestorbenen Arm! Wenn ein Arzt peitscht geht die Ehre nicht verloren, so wenig wie ein Kavalier ein hübsches Mädchen fordern muß, das ihm einen Nasenstüber giebt? Possen! Aber dahinter steckt mehr Verkehrtheit, Anomalieen im Blut und Gehirn —“

„Sollten wir zu dem Gespräche keinen günstigern Platz wählen,“ sagte leise die Gräfin.

„Sehr richtig, mein Fräulein,“ entgegnete der Arzt, und legte fester Posto fassend, den Arm über das eiserne Treppengeländer. „Sehr richtig gesprochen. Punktiliöses Ehrgefühl, Kränkungen, hochfliegende Hoffnungen und Täuschungen darauf, bekämpfte Leidenschaften, das hat sich eingefressen, ein konträres Blut producirt. Der Mensch war schon damals gewissermaßen doppelt in einem Leibe, ein gesunder und ein kranker, einer, der seinem Kommando, und einer, der seiner Ambition parirte. Ich habe mit einem preußischen Medicus, der ihn einst beobachtet, darüber disputirt, und merkwürdige Dinge vernommen —“

„Wollten Sie nicht wieder in die Zimmer treten?‘

„Gewiß, meine Gnädigste, um von Ihnen zu lernen. Sie sind ein Doktor, denn Sie haben ihn gerettet. Ohne Scherz. Hätte er auf einem Leiterwagen

nur sechs Meilen fahren müssen, wäre der alte Teufel los gewesen."

„Man könnte uns hören."

„Da ist gar kein Geheimniß bei, meine Gnädigste, daß Natur und Zufall oft besser kuriren, als Hippokrates selbst. Ich sage Ihnen, wie ich seine Konstitution kenne, der Mensch wäre ohne dieses Blutlassen untergegangen, rein in sich, in seinem dicken Blute ersoffen oder erstickt. Alle Elexire, Bäder und Brunnen der Welt hätten keine solche Wirkung produzirt als der gewaltsame Aderlaß. Durch den Ritt im Fieber, durch die Anstrengung, die in der Mondsucht mitgemachte Bataille, hatte sich das alte Blut gelöst, grade zu rechter Zeit gelöst, um auszufließen. Es ist nicht mehr zurückgeblieben als genug, damit das Herz noch darin schwimmen konnte, und nun war es die Sorge der Wissenschaft frisches zu produziren und aus dem alten Menschen einen neuen zu machen; da, mein Fräulein, haben Sie mir redlich mitgeholfen, und deshalb nenne ich Sie meine Kollegin. Nur vorm Schreiben warne ich, er darf gar nicht schreiben. Apfelsinen essen, Limonade trinken, Bukolische Gedichte lesen, Gellerts Poemata, aber nicht schreiben. Dafür mache ich Sie verantwortlich."

Als sie antworten wollte, war der Arzt jetzt wirklich gegangen.

Sie fand, in das große Zimmer zurückkehrend, den Vater, wie von der Unruhe des Tages erschlafft auf dem Kanapé. Sein Gesicht war theilnam-

los nach der hinteren zum Alkoven führenden Thüre gerichtet.

„Ich begreife Dich doch nicht, Eugenie," sagte er nach einer Pause. „Wo ist dein Stolz geblieben, der Dich ehemals hinderte auch nur das geringste zu thun, was nur scheinen konnte, als geschehe es nicht freiwillig. Nun ist es ein Jahr her, daß Du aus einer übermüthig, kecken Amazone eine unterwürfige Helotin geworden bist."

„Sie wollen schon wieder dies Gespräch anfangen!"

„Es ist nur eine bescheidene Betrachtung, die ich mir erlaube: ich kann meine Tochter von sonst in der Tochter von heute nicht wiederfinden. Bist Du nicht eine Sklavin geworden von jeder Miene des Doktors, von deiner Cousine; ja selbst unsere Dienstboten, die nun in das Vertrauen gezogen worden, haben jetzt ein Recht erhalten. Du mußt sie schonen; es kommt mir sogar zuweilen vor als hätte die alte Mariane Lust Dir zu befehlen. Ich sage gar nichts davon, wie Du zu ihm stehst. Wenn er nur den Kopf aufhebt, so springst Du auf, um ehe er die Lippen öffnet zu errathen, was er will. Du baust ihm Kartenhäuser, damit er sie umstoßen kann; wenn er pustet untersuchst Du ob das Feuer im Ofen nicht zu stark ist, und wenn er sich einen Zoll tief unter die Decke schiebt, ob im dritten Zimmer davon kein Fenster offen ist."

„Sie wissen doch, daß auf mich Spott so wenig

als Ernst wirkt, wo ich einmal glaube, daß etwas meine Pflicht ist."

„O gewiß! Meine Eugenie hat mir einen Unterricht ertheilt, daß ich jetzt nichts mehr von ihr lernen kann. In der ersten Zeit wäre es mir auch nicht aufgefallen, wenn Du noch mehr für ihn gethan, wenn Du ihn, in Ermangelung eines Fuhrwerks, allenfalls selbst auf die Schultern geladen und nach Dresden getragen hättest. Du hast mir manche Lektion über den Heroismus der Liebe gegeben. Aber daß dieser Heroismus so geduldig ist, so lange ausdauert, das erlaubst Du mir doch zu bewundern. Wenn ich Dich oft Nächte lang sitzen sah an seinem Bette, hinter dem Schirm verborgen, wahrhaftig Du dauertest mich wie Du den Athem anhieltest, daß er es nicht erführe. Ich dachte nicht an die Gräfin, meine Tochter, welche ihres Vaters schönste Wünsche vereitelt hat, ich dachte an Dich selbst, an das Ideal deiner kühnen Phantasieen, an das freie, stolze Mädchen."

„Ich habe mich, dünkt mich, in meinen Gesinnungen nicht geändert."

„Aber wie mich dünkt, liebes Kind, gefangen. Ist er Dir denn noch derselbe, der er Dir in der Nacht von Hochkirchen war? Ein so langes Beisammensein hat Dich so manche Unart kennen gelehrt; hast Du Dich nicht selbst oft über seine Empfindlichkeit, über seinen Stolz beklagt? Wenn er eigensinnig deinen eigensinnigen Anordnungen nicht pünktlich Folge leisten

wollte,

wollte, war Dir das recht? Wenn er, nun auch verwöhnt, das einmal forderte, was ihm freiwillig bis dahin geleistet worden, ließest Du ihm das nicht merken?"

„Wenn ich das that, so ist es an mir dem armen Kranken das wieder gut zu machen. Er soll nicht durch meine Schuld gelitten haben."

„Wie lange aber soll das dauern?"

„Sie vergaßen doch nicht unsern Vertrag von vorgestern."

„Gewiß nicht. Ich willigte darein, ihn im Hause zu behalten, ihn zu verstecken, weil Du der Meinung warst, er müsse umkommen, wenn ihn die Preußen in seinem kranken Zustande mitnähmen, und Du versprachst mir dagegen —"

„Ihm zu entsagen —" fiel die Tochter mit heller Stimme ein.

„Das versprachst Du mir," fuhr der Graf fort, befriedigt durch Eugeniens Ton, „das versprachst Du mir, in Erwägung der großen Gefahr, welcher sich dein Vater durch diese Nachgiebigkeit aussetzte. Du bedachtest, daß ich mein Gewissen, mein Ansehen, meine Güter, vielleicht meine persönliche Sicherheit, gefährdete, wenn es heraus käme, daß ich in meinem Hause einen Preußen, einen östreichischen Deserteur verberge. Darum entschiedest Du dich so entschieden als klug —"

„Ich wollte ihn retten, das bedachte ich, und weil es nicht anders ging, darum, — nur darum entsagte ich dem schönsten — Doch genug."

„Und Du wirst stets eingedenk sein, was Du versprochen."

„Ich habe noch nie etwas zweimal versprochen."

„Wenn Du die Hoffnung völlig aufgegeben, so ändert sich doch deine Verpflichtung zu ihm. Ich will nicht, daß Du ihn den Feinden verräthst, oder aufhörst ihn zu pflegen, aber es giebt einen Unterschied —"

„Richtig mein Vater! Nun ist meine Neigung zu ihm geläutert und rein. Ich sorge nicht für mich, indem ich ihn pflege; nur und allein für ihn. Er ist mir jetzt heilig, wie er mir bis dahin theuer war. Habe ich ihm schon viel geopfert, so soll er von nun an Alles besitzen was mein ist, so weit mein Ihnen gegebenes Wort nicht dadurch verletzt wird. Jetzt kann ich es Ihnen, ihm, aller Welt sagen, daß ich ihn über alles liebte, jetzt wollte ich den Ruf, den ich nicht achte, und das Leben, das mir werthlos ist, für ihn einsetzen, und ich habe es mir gelobt, ich will es thun, wenn ihm das Opfer von Nutzen sein kann."

„Daß Du dich jetzt so ereiferst, wird ihm nichts nützen," sagte der Graf. „Du kannst ihn aus seinem wohlthätigen Schlafe aufwecken und, was schlimmer ist, Dich und uns verrathen."

„Ich habe etwas durch unsern Vertrag gewonnen, lieber Vater, was Sie mir noch nicht in Rechnung gestellt, ich habe Sie nun auf meiner Seite. Auch Sie müssen nun für meinen Schützling besorgt, Sie müssen für seine Sicherheit mitthätig sein; um Ihres

eigenen Selbst-Willen, müssen Sie alles dafür thun, das Geheimniß zu bewahren."

„Und das freut Dich, Eugenie," sagte der Vater aufstehend und faßte ihre Hände. „Der Angstschweiß deines Vaters ist Dir gleichgültig, sein Todesschreck, wenn es Nachts an die Hausthür klopft, seine Besorgniß, wenn er eine Patrouille um die Ecke kommen sieht; Du könntest Dich freuen, wenn eine Haussuchung angeordnet würde, wenn der Offizier die Thür aufstieße —"

Eine Bewegung Eugeniens mit der Hand schien dem Vater anzudeuten, daß es ihr nicht gleichgültig war, oder daß sie ihn aufzuhören bitte, er aber fuhr fort:

„Und um einer verzehrenden, aussichtslosen Leidenschaft Dich ganz und rücksichtslos hinzugeben, kümmert Dich nicht des Vaters Angst, Du siehst nicht auf seine grauen Haare, nicht auf ein Haupt das —"

Sie drückte heftig seine Hand — „Ich fühle es und ich habe es gefühlt, als wir gestern den Vertrag schlossen. Wenn Sie nicht so sehr viel in die Wage gelegt, wie hätte ich dagegen — Alles hineinthun können."

Aus der Glasthür zum Alkoven trat jetzt das Gesellschaftsfräulein, einige Geräthschaften im Arm. Leise lehnte sie die Thüre wieder an. Weder ihre Blicke noch ihr Ton waren freundlich, als sie an den Sprechenden vorübergehend ihnen zuflüsterte:

„Wenn Sie nicht vergessen haben, daß hier ein Kranker ist, würde leiser sprechen nicht übel thun.“

„Befiehlt er, daß meine Tochter zu ihm kommt?“ sagte der Graf, zu seinem gewohnten ruhigen Tone zurückgekehrt, als Amelie im Ab- und Zugehen wieder eingetreten war.

„Er schläft.“

„Was kann man auch besseres thun?“ sagte der Graf und streichelte die Hand der Gesellschafterin, indem er ihr etwas Schmeichelhaftes sagte über die Sorgfalt, mit welcher sie sich der Wirthschaft annehme. Es fehlte den holden Worten nicht an einem verborgenen Stachel, daß es freilich natürlich sei, wenn man über die Sorge für höhere Gegenstände die trivialen der nächsten Gegenwart vergesse.

„Sie, meine Liebe,“ sprach er, ihre Hand zwischen seinen Beiden klopfend, „sind doch nie aus Ihrem Charakter gefallen. Sie sind heiter im Glück und Unglück; selbst Noth und Gefahr haben Sie nicht sentimental gemacht und aus Ihrer Sphäre herausgeworfen. So liebe ich es. Sie haben nie den Muth verloren und nie etwas aufgegeben. Ich wollte wetten, wenn unsere Amelie ein preußischer Husar wäre, Sie könnten nicht so lange krank liegen, selbst wenn Sie es wären.“

Das Fräulein sah ihn fragend an. „Meinen Sie, daß er nicht krank ist?“

„Ich zweifle nicht daran. Aber ich meine, hätte

er einen so muthigen Geist wie unsere Freundin, er fragte nicht viel nach dem kranken Körper. Gesetzt, Sie wären so patriotisch gesinnt für den preußischen König, wie wir es alle Tage von unserm Kranken hören müssen, Sie hätten ihn nicht ein Jahr lang im Stich lassen können. Es ist zwar recht brav sich ganz kuriren lassen, um einen völlig gesunden Leib seinem Monarchen wieder zu bringen, aber wenn unterdeß derselbe Monarch drauf und dran ist mit Mann und Maus verloren zu gehen, so kommt der gesunde Mann etwas zu spät. Ich meine ein echter Mann — wie ich mir unsere Amelie vorstelle, hätte die Natur sie in einer Kaserne geboren werden lassen — ein echt männlicher Mann hätte, auf die Nothtrompete seines Königs, die Bettstelle ebenfalls auf den Rücken genommen, den Säbel umgeschnallt, die Aerzte die Treppe hinuntergeworfen, und wäre auf und davon gestürmt."

„Er wollte es ja —" rief Eugenie, welche der Vater in seinem vertrauten Gespräch nicht zu beachten schien.

„Nicht wahr, liebe Amelie, wenn man einmal eine Phantasie hat, muß man sie auch durchsetzen —" fuhr er fort. „Da muß und darf nichts zwischen kommen. So bin ich auch gewiß, wenn Sie es wären, Sie würden sich nicht durch die Liebe in Ihrem Patriotismus stören lassen, ja Sie würden sich nie verlieben —"

„Aber doch lieben, Graf. Mich selbst zum Exempel."

„Aber Sie könnten nicht tändeln, nicht schmachten. Sie würden nicht seufzen, nicht in Ketten liegen, oder

wenn das Unglück Ihnen passirte, Sie würden sie zerbrechen. Sie wären viel zu ungeduldig Tag für Tag anzuhören, wie man es Ihnen mit Blick und Wort und Seufzer sagt: ich liebe Dich. Sie profitirten nicht von der Leidenschaft ihrer Schönen, wie ein geschickter Kaufmann, und ließen sich nicht hätscheln und pflegen wie ein zärtlicher Schäfer oder ein Sultan, der Jahr aus Jahr ein auf seinem Polster sich von seinen Schönheiten die Fliegen abwedeln läßt. Sie würden keiner Liebeskrankheit nachgeben, sondern Ihre Liebeskraft zeigen. Kurz, Sie wären der Herr Ihrer Geliebten und nicht ihre Spielpuppe — nämlich wenn Sie ein Mann wären, wie ich mir einen Mann denke, einer in dem es sich für eine schöne Dame lohnt und schickt mit Herz und Seele verliebt zu sein."

Das Fräulein hatte den Kopf geschüttelt. „Ach, Graf, solche Männer sind äusserst selten, und bis ein Mal ein Zauberer eine von unserm Geschlecht in einen Mann verwandelt, bloß des Exempels halber für Ihres, müssen wir schon mit ihnen vorlieb nehmen, so roh und schwach und ungeschickt, als sie aus der Hand der Natur kommen. Da sie Alle unvollkommen sind, und man nur die Wahl hat nach den mindesten Mängeln, so sind mir immer die noch am liebsten, welche sich uns gefällig zur Spielpuppe überlassen, weit lieber als die deutschen Degenknöpfe oder die Feinen und Klugen, die da vermeinen, weil sie auf der Schule in schweinsledernen Büchern lesen mußten, etwas länger gelebt als wir und mehr Schlechtheit

kennen gelernt, uns am Gängelbande führen zu können. Solche Superfeine, Herr Graf, meine ich, die ihr ganzes Leben durch Spinneweben machen und nichts fangen als ihre eigene Klugheit; denn da man sie kennt, geht man ihnen aus dem Wege. Wenn aber doch ein Mal so ein armes Eintagsleben sich in ihre Gespinnste verirrte und hängen blieb, glauben Sie, daß ich darum die geringste Achtung für die Voraussicht der Spinne hege? — Weit gefehlt. Ich beklage die arme Motte, wie sie mit den Flügeln zappelt, zuweilen erbarme ich mich auch und nehme sie raus, manchmal lasse ich sie aber auch drin, aus purem Aerger, daß ein Insekt, was Flügel hatte, doch nicht mehr Vernunft hatte und sich überrumpeln ließ von solcher häßlichen, alten, giftigen Kreuzspinne."

Der Graf wurde, wenn er sonst dazu Neigung gefühlt, am Antworten durch den Jäger verhindert, welcher ihm ein Paket Briefe einhändigte. Adresse und Wappen des obenaufliegenden fesselten sogleich dergestalt seine Aufmerksamkeit, daß er den Wortwechsel mit dem Fräulein, welchen er nie anders als im Nothfall und wohl vorbereitet, suchte, im Augenblicke vergaß und mit dem Ausruf „Endlich!" das Siegel erbrach. Der Blick auf Eugenien, mit welchem Amelie das Zimmer verließ, konnte auch als ein Siegel unter einer bündigen Urkunde gelten, darüber ausgestellt, daß sie mit ihrer Freundin höchst unzufrieden war. Der Graf hatte gelesen und die Falten seiner Stirn legten sich allmälig um; etwas von Freude machte sich

auf seinem Auge, das sonst jeden bestimmten Ausdruck vermied, bemerklich; er las und überlas den Brief, legte ihn zusammen und sein inneres Wohlgefallen machte sich nun in der halb lauten Aeusserung Luft: „Er kommt.“

„Wer?“ fragte Eugenie, die eben so wenig an dem Ausruf Theil nehmen mochte, als er die Bestimmung hatte, von ihr gehört zu werden. Beide waren vollkommen mit sich beschäftigt.

„Wer, mein Kind! — Doch wir sind ja in Sicherheit — hier ist sein Name nicht gefährlich — ein alter Freund, den ich fast aufgegeben, weil er so lange geschwiegen. Er kommt nach Dresden.“

Eugenie fragte nicht, wer der Freund sei. Die einmal angeregte Theilnahme hatte aber des Vaters Mittheilungslust geweckt. Es stieg und wuchs schnell in der Seele des Staatsmannes ein neues Traumgebäude von Entwürfen auf, und er war nicht so sehr Diplomat, um auch eine Hoffnung, und noch dazu eine junge Hoffnung, in sich verschließen zu können.

„Du frägst mich nicht, wer dieser Freund ist?“

„Ich kenne nicht Ihre Freunde.“

„Diesen solltest Du doch kennen. Der Marquis kommt.“

„Der Preußenfeind!“

Zu lange hatte der Graf unter seinen neuen Verbindungen gelebt, um nicht zu erschrecken, als die Tochter das sehr undiplomatische Wort mit entschiedener Kürze, und ohne Rücksicht aussprach. Er blickte

sich unwillkührlich um, ob Niemand ausser ihm es gehört.

„Vorsichtig Eugenie!“

„Sie werden sich doch vor dem Kranken nicht fürchten.“

„Fürchten! Wir haben uns überhaupt nicht zu fürchten, vor Niemand zu fürchten. Die Dinge haben einen so ganz verschiedenen Gang genommen, daß die Kombinationen wieder in ihre natürlichen Verhältnisse zurücktreten.“

„Sachsen wird nicht preußisch!“

„Wer redet davon, mein Kind, seit dem Ueberfall von Hochkirchen — wer wagt nur daran zu denken seit Dresden gestern wieder seinem rechtmäßigen Herrn zufiel. Friedrich liegt schwer an der Gicht danieder, schreibt mir der Marquis.“

„So fängt das alte Ränkespiel von neuem an?“

„Erinnere Dich, Eugenie, der freundschaftlichen Verbindung zwischen mir und dem Marquis, wenn er kommt. Ich durfte, und Du nicht minder, ihn einen wahren Freund nennen, trotz aller Grillen des wunderlichen Manns. Du weißt, daß unsre Familie, als wir noch in der Lombardei ansässig, verwandt waren.“

„Sie beabsichtigen doch keine neue Verbindung.“

„Als Kind warst Du dem Marquis sehr gewogen. Du ließest Dich von Niemand lieber auf den Knieen schaukeln.“

„Soll ich ihn heirathen! — Sie hatten mich ja für den Baron Izwitz bestimmt.“

„Wie man in solchen Augenblicken noch scherzen kann! Der junge Mann, dessen Neigung zu Dir ich damals aus Rücksichten der Gastfreundschaft und Politik nicht offen entgegen sein durfte, haut sich jetzt, wenn er noch lebt, mit den Kosacken in Pommern herum, und der König sein Gönner, liegt an der Gicht in Glogau schwer danieder. Ich habe mich nie meines Vaterrechts über meine Tochter bedient, ich habe Dich nie zu einer Verbindung zwingen wollen. Dies Zeugniß kannst Du mir nicht versagen, und ich werde und will nicht von diesem Grundsatz abweichen.“

„So wollen wir, lieber Vater, Oestreicher und Preußen vergessen und unsere Sorge auf das beschränken, was uns das Nächste ist.“

„Ich habe diese Preußen kennen gelernt,“ fuhr er fort, es war aber zweifelhaft, ob alles Folgende für die Tochter bestimmt war, oder ob er es zur eigenen Ueberredung bedurfte. „Ich habe sie kennen gelernt, und gestehe, daß ihre Begeisterung, die Ausdauer, die Thaten ihres Königs etwas blendendes haben. Wurde ich selbst davon für den Augenblick bestochen, so war dies die Macht des Unerwarteten, ich hatte sie mir schlimmer gedacht. Im nähern Umgang lernt man Vorzüge kennen, welche das Gerücht abspricht, allein auf der andern Seite findet man auch da Mängel, wo in der Ferne lauter Glanz und Strahl war. Sie sind tapfer, gewiß — halten Mannszucht — mit Ausnahmen — brûsques militairisches Wesen läßt sich bei Siegern verzeihen. — Aber war dies zu billigen, nur

zu entschuldigen, daß Friedrich unsre braven Landskinder bei Pirna in die preußische Montur knöpfte und sie zwang gegen die Verbündeten ihres Churfürsten, ja gegen ihre eigenen Landsleute, gegen Brüder, Väter, Söhne zu fechten."

„Das war ja damals schon eine alte Sache."

„Ein Unrecht verjährt nie. Die Behandlung der Meklenburger, die Brandschatzungen in ihrem Ländchen, im Reich, in Franken sind eben so viel Verletzungen gegen das Völkerrecht. Ist denn der König von Preußen gerecht? Gegen wen ist er es? Nicht einmal gegen seine eigenen treusten Diener. Ein beständiger Argwohn umdüstert wie ein Nebelschleier den Glanz seines Ruhmes. Er ist undankbar, weil er sich fürchtet durch Dank von seiner Höhe zu denen unter ihm hinabzusteigen. Er hat keine Vertrauten, weil er sich nur allein vertraut, Bewunderer aber keine Freunde. Frage einen unter seinen Generalen; ihr Leben wollen Tausende für ihn einsetzen, aber nicht Einer möchte mit seiner traurigen, isolirten Größe tauschen. Mit vollen Backen haben seine Publicisten geschrieen von der ihm widerfahrenen Ungerechtigkeit, von den Ränken, die gegen ihn gesponnen werden, als ob seine nicht viel gefährlicher wären! Er lebt, er agirt, er ist vertreten in den Kabinetten von Petersburg bis Neapel. Den russischen Kanzler, ja den russischen Thronfolger hat er für sich gewonnen, der Hof von Versailles wimmelt von seinen Anhängern, selbst mit Maria Theresias Gatten schließt er heimliche Lieferungs-Verträge; den Tatarchan reizt

er gegen Rußland, die Pforte gegen Oestreich auf. Sein Geld minirt gegen uns wie sein erfindungsreicher Geist, und es ist gerathen, es ist Pflicht, es ist unerläßliche Pflicht, ihm mit denselben Waffen zu begegnen."

Eugenie hatte, mit andern Gedanken beschäftigt, wenig auf das Raisonnement gehört. Es mochte daher keine spöttische Entgegnung, sondern der Schluß ihrer eigenen Gedankenkette sein, als sie ausrief: „Ja er ist im Unglück!"

„Aber er hat Geld," sagte der Graf, „wer Geld hat, ist gefährlich. Der ungarische Offizier gestern antwortete uns sehr naiv: Qui pecuniam habet, habet omnia. Den Frieden zu suchen ist die erste Pflicht jedes Patrioten, der sein Vaterland bluten sieht. Ich bekenne Dir, ich hoffte eine Zeitlang Friedrich sei der Geist, der Sachsens Wunden heilen, ihm den Frieden schenken, seinen alten Ruhm, seine alte Blüthe wieder geben könnte. Friedrich hat unsere Hoffnung getäuscht, und wir dürfen über die Mittel den Zweck nicht aus dem Auge lassen. Er kann uns den Frieden nicht verschaffen, sein Starrsinn droht den unseeligen Kriegszustand ins Unendliche zu verlängern, also ist es Pflicht der Patrioten ihre Hoffnung, die einen kurzen Augenblick auf seinem Triumphe ruhte, jetzt auf seinen Untergang zu richten. Je eher, um desto besser. Die Mine, die er uns gräbt, untergraben. Eine einzige Explosion, und wir alle wären gerettet."

„Und was würde dann aus uns Großes?"

„Ist auch dein Patriotismus krank geworden!

Dann möchte ich freilich glauben, daß Dir der Lieutenant einen Trank eingab."

„Lassen Sie uns davon abbrechen. Sie erwarten den Marquis bald?"

„Nein, mein Kind, Du bist mir mehr werth als der Marquis. Liebst Du nicht mehr dein Vaterland, glühst Du nicht mehr für seine Freiheit und Blüthe? Ist es Dir gleichgültig, ob man uns ehrt oder verspottet, ob Sachsen selbstständig bleibt, ob es zerstückelt dem und jenem zugeworfen wird? Empört sich nicht mehr dein reiner Sinn, wenn er himmelschreiendes Unrecht hört, dünkt es Dir lächerlich, wenn ein Mann für sein Vaterland sterben will, dann, liebe Eugenie, möchte ich Dir je eher je lieber dein Wort zurückgeben und Dich mit dem kranken Menschen noch in seinem Bette kopuliren lassen. Dann zieht mit einander in irgend einen Winkel der Welt, wo Ihr nichts von Krieg und Frieden hört. Mir vergieb, daß ich mich zu lange hartnäckig deinen Wünschen widersetzte, weil sie mir thörig, deiner unwürdig schienen, denn ich dachte mir immer meine Eugenie, wie deine sterbende Mutter sie mir übergab. „„Pflege und ehre sie, denn es ist ein ausserordentliches Kind,"" sprach sie, und so habe ich Dich gepflegt und geehrt, so deinem kühnen, oft kecken Geiste keine engen Zügel der Erziehung angelegt, habe darum manche Zurechtweisung, manchen Spott ertragen. Ich verschmerzte den Kummer, als Du mir meine liebsten Plane eigensinnig verdarbst, denn ich hatte die hohe Genugthuung, daß Du ein

Wesen wurdest, über dein Geschlecht hinaus, daß Du nicht für Putz, Tanz und Vergnügen lebtest, sondern für große männliche Ideen. O es war ein stolzes Gefühl, als die Liebe für ihr Vaterland wie ein leuchtender Morgenstern aus den Augen meiner Eugenie strahlte, als ihre Begeisterung uns Männer, unsere Besonnenheit, unsere ernsten Erwägungen beschämte. Da gelobte ich mir, Dir ganz freien Willen zu lassen, da war ich überzeugt, daß dein hoher Sinn Dich immer zum rechten führen würde, da wußte ich und war stolz darauf, daß Du nur würdig wählen könntest, und meine zu kühne Phantasie sah Dich schon als die strahlende Gattin eines fürstlichen Helden, der sein Vaterland gerächt hatte. Vergieb mir —"

Er hielt inne, wie von Rührung übermannt. Es dünkte auch Eugenien, als stände eine Thräne in seinem Auge, als er, einen Kuß auf ihre Stirn drückend, schnell das Zimmer verließ. Sie wollte ihn zurückrufen — sie fühlte ein Bedürfniß, was sie nie gekannt. Sie wollte sich vor dem Vater rechtfertigen. Aber er war schon aus dem Vorzimmer fort. Eben so schnell als diese Regung gekommen, färbte ein entgegengesetztes Gefühl ihr Gesicht purpurroth. Sie wollte ihm nicht nachgehen und drückte die Thüre wieder zu, aber nicht mit der Sorgfältigkeit, welche sie vorhin den Dienern anempfahl.

Der Ton hallte noch nach, als Eugenie, in tausend Gedanken versunken, wieder mitten in der einsamen Stube allein dastand. Ja mehrere Minuten mußten

für sie wie eine Sekunde verstrichen sein; denn plötzlich, als klinge ihr jetzt erst das Zuschlagen der Flügelthür beleidigend ins Ohr, ging sie noch einmal zurück und öffnete sie, um sie leiser, wie sie gewohnt war, zuzudrücken. Selbst das Komische in dieser Handlung mußte sich ihrem schnell fassenden Geiste nicht aufdrängen, denn kein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, als sie zurücktrat und schon drei Schritt davon blieb sie so gedankenvoll stehen, als hätte sie vergessen, wo sie hingehn wollte. Keine Plane in die Zukunft standen über ihren schönen Augenbrauen, die Wimpern waren halb niedergelassen und der gesenkte Blick sagte, daß diesmal ihre Gedanken in die weite Vergangenheit zurückschweiften.

Plötzlich stand sie am Eingange des Alkovens und öffnete die Glasthür. Der Kranke lag mit dem Gesicht dem Lichte zugekehrt, grade in der Stellung wie sie ihn vorhin verlassen. Er schlief, wie er vorhin geschlafen. Flaschen, Tassen, Bandagen standen und lagen umher; kein freundlich reinliches Bild, da man noch nicht Zeit gehabt die vorige Ordnung wieder einzuführen. „Wie man so lange ruhig liegen kann!“ murmelte sie vor sich hin. „Er fühlte sich doch schon gestern viel stärker!“ Die Abendsonne hell durch die großen Fenster scheinend, drang jetzt bis in das tiefe Kabinet. Ihr rothes Licht überstrahlte das Gesicht des Schlummernden und lieh ihm den Anschein strotzender Gesundheit. Auch sein Athem war regelmäßig. Die Finger der auf dem Bette liegenden Hand bewegten

sich wie in einer Art regelmäßigem Spiele. „Wachen Sie, Etienne?“ flüsterte die Gräfin. Keine Antwort. Eine große Fliege kroch auf seine Stirn. Augenscheinlich war es für den Schlummernden ein lästiger Besuch. Der Körper schüttelte, der Mund verzog sich, die Fliege wollte aber nicht fort. Jetzt hob er den Arm und schlug in ungewissen Bewegungen nach dem Insekt, aber die Hand traf es nicht, und die verscheuchte Fliege kam immer wieder. Endlich, wie vor Unwillen und Schmerz aus der innersten Brust aufseufzend und die Lippen zusammenziehend, fuhr er mit dem Kopf unter das Deckbett.

Eugenie verließ ihren Lauscherposten. „Und das ist der starke Mensch!“ rief sie in einem Sopha übergelehnt und drückte ihre Stirn an ein Kissen, um etwas, was ihr ins Auge trat, vor Allen und sich auch, zu verbergen. In dem Augenblick stieß die Seitenthür auf und Amelie fragte hastig hinein:

„Eugenie, was giebt es hier?“

Ihr erster Blick fiel auf die offene Glasthür. „Unseelige!“ rief sie, flog durch das Zimmer, und drückte die Alkoventhür ungestüm zu.

„Was hast Du vor?“ wollte die Aufspringende fragen, als auch schon der Graf Amelien folgte.

„Unbesonnene!“

„Es ist alles verloren, wenn die Sippschaft bei der Klinkauf ist,“ sagte das Fräulein, sich die Stirn reibend.

„Er muß fort, augenblicklich fort,“ sprach der Graf. „Das ist nun zu spät,“ die Gesellschafterin.

Entdeckt!

Entdeckt! sagte Eugeniens ängstlicher Blick. Amelie zog statt der Antwort die Gräfin hinter die Fenstergardine und zeigte mit dem Finger nach dem gegenüberstehenden Hause. Aus einem Fenster der dritten Etage, welche aber nur um etwas höher als die zweite im gräflichen Hotel war, steckte die Spitze eines Fernrohrs, dessen schwebende Bewegung doch immer nach dem Zimmer, in welchem sich die Familie befand, gerichtet blieb. Man konnte nicht sehen wer der Beobachter war, denn das Glas blitzte aus der in der Mitte zugesteckten Gardine hervor, aber die Bewegungen hinter derselben und die Köpfe, die zuweilen zum Vorschein kamen, verriethen genugsam, daß die Bewohnerin des Quartiers nicht allein war.

„Eugenie, wie konntest Du das thun!“ rief der Graf, der sich in einen Armsessel geworfen, und suchte in einem müßigen Spiel der Finger den Trost, der ihn so plötzlich verlassen.

„Keine Explikationen!“ sagte Amelie, den Blick unverwandt nach drüben gerichtet. — „Das war die Steuerräthin — sie lachte —“

„So haben sie ihn erkannt!“ stöhnte der Graf.

„Es muß etwas geschehen, ehe eine von ihnen aus dem Hause geht,“ sprach rasch das Fräulein.

„Der Graf sprang auf: „Ich eile auf die Kommandantur. Ehe uns jemand zuvor kommt, berichte ich selbst dem österreichischen General. In gewissen Fällen ist eine edle Offenheit immer das sicherste.“

„Nicht von der Stelle!“ rief Eugenie, die bis

dahin geschwiegen und trat dem Vater, seinen Arm fassend, entgegen. Sie dünkte ihm größer, ihre Augen strahlender, als er sie je gesehen.

„Muthig Comtesse!" rief ihr Amelie zu, welche sich zum Fortgehen anschickte. „Ich stehe Ihnen bei."

„Man wird doch nicht in meinem eigenen Hause—" fragte der Graf mit aller Energie der Stimme, deren er bei seiner ganz unenergischen Stimmung Herr werden konnte, und seine Blicke suchten zornig Amelien, die, gar nicht um ihn bekümmert, ihre Toilettenstücke zusammen suchte. „Man wird doch nicht in meinem eigenen Hause —"

„Sie einschließen," entgegnete sie. „Und ich nehme den Schlüssel mit, wenn Sie nicht versprechen ruhig zu bleiben."

„Keine Unbesonnenheiten, Fräulein! — Ich befehle — ich bitte Sie dringend. Was wollen Sie thun?"

„Hinüber gehn zur Klinkauf?"

„Wozu das?"

„Zum Horchen. Und Ihnen Zeit zu gewinnen. Nutzen Sie sie gut."

„Glauben Sie die ganze Gesellschaft zum Schweigen zu bringen?"

„Wenn es möglich."

„Das ist unmöglich. Kompromittiren Sie nicht mein Haus. Ueber welche Mittel kommandiren Sie? Was nehmen Sie mit?"

„Gift für ihre Kaffetassen. Sie sollen alle sterben ehe sie plaudern."

Das Fräulein war in die Saloppe gefahren und zur Thüre hinaus ohne Abschied. Der Graf wollte ihr nach, aber als er die Flurthür erreichte, hörte er schon die Hackenabsätze ihrer Schuhe auf den untersten Stufen der Treppe. Vom Kabinetfenster sah er sie über die Straße eilen und in der Hausthür drüben verschwinden.

Im Zimmer trat ihm Eugenie entgegen und reichte ihm mit feierlicher Ruhe die Hand. Ihr Gesichtsausdruck und der Ton ihrer Stimme war milder geworden.

„Mein Vater!" sagte sie, „ich vergaß mich vorhin. Vergeben Sie mir. Jetzt gebe ich Ihnen dafür aus reiner Brust das Versprechen und fordere nichts wieder: Sie sollen nicht mehr Ihr Haupt mit Sorgen niederlegen und mit Kummer erwachen, denn Ihre Tochter hat dem heißesten Wunsche ihres Herzens auf immer entsagt. Ich habe mich von jenem Manne getrennt, jetzt freiwillig getrennt. Sie haben nicht zu besorgen, daß die unterdrückte Neigung wieder kommt. Nur seine vollständige Genesung lassen Sie uns abwarten, dann scheiden wir, freundlich hoffe ich, und auf immer. Mir überlassen Sie es, ihm zu beweisen, daß uns das Schicksal nicht für einander bestimmte."

„Das sind Nebensachen jetzt," sagte der Vater, mit unruhigem Blick am Fenster.

„Ihre Sorgen sind schon verschwunden."

„Weil andere uns an Hemd und Kragen gehen.

Wenn er todt ist und wir, — Gott weiß was uns —bthest rvoe"

„Sie wissen — Sie meinen, man würde ihn als Deserteur —"

„Ich will nichts wissen, ich wünschte, ich hätte nie etwas gewußt. Deine Unbesonnenheit, dein Eigensinn reißt uns ins Unglück. — Freilich betrachtet man ihn als Deserteur — Ist er es etwa nicht? —"

„Es wäre entsetzlich!"

„Warum kommst Du jetzt erst zur Besinnung — ich habe es doch an Warnungen nicht fehlen lassen! Es ist ein elender Mensch, der es ruhig ansehn kann, daß eine edle Familie sich für ihn aufopfert. An der Stirn, dünkt mich, steht es ihm klar geschrieben, und Du bist doch sonst so klug. Hast Du es denn nicht gleich gefühlt, welch ein Unglück er uns ins Haus bringen mußte. Du hast ihn nicht geliebt, nie geliebt; um einer Einbildung halber —"

„Und hätte ich ihn auch nie geliebt, doch will ich ihn retten, und wenn es mein Leben kostete, desto besser."

„Still!"

Ein Postzug von sechsen rasselte vom Pirnaschen Thore her durch die Münzgasse und die blasenden Postillione hielten vor dem gräflichen Hotel. Das Wappen des Reisewagens war von Regen und Staub bedeckt, aber die Livrey der abspringenden Diener und das Gesicht des kleinen ältlichen Mannes, den sie heraus-

heben wollten, der aber über ihre Schultern wegsprang, herauf nickend, bestärkte die Vermuthung des Grafen zur Gewißheit.

„Er ist es!“ rief er.

„Wer?“

„Der Marquis.“

„Ein Plan, mein Vater —“

„Mir gehn sie aus —“

„Er ist Ihr Freund — von Ansehn bei den Oestreichern — ihm vertrauen wir uns an. — Es wird dunkel — in seinem großen Reisewagen schaffen wir den Kranken noch diesen Abend aus der Stadt.“

„Thörin! Du weißt, daß ihm der Name Preuße schon zuwider ist. Wir sind verloren, wenn er nur ahnet, wen wir verbergen. Mit seinem Scharfblick bei seiner Quecksilbernatur kommt er allen Verhältnissen auf die Spur. Er darf nicht im Hause bleiben. Schnell ihm entgegen, ehe er uns hier findet.“

Aber sie kamen zu spät; denn eben hatte der Jäger die Flügelthüren aufgerissen und ein kleiner Mann, in einem weiten Reisemantel, der seiner untersetzten Gestalt eine unförmliche Ausdehnung gab, hüpfte über die Schwelle und auf den Grafen los.

„Sie erhielten doch meinen Brief?“ fragte eine feine, aber gellend scharfe Stimme.

„Eben jetzt, theuerster Marquis. Sie überraschen mich.“

„Ist das Ihr Kind?“ fragte er, auf Euge-

nien zuschreitend, indem er kaum den Grafen ausreden ließ.

„Meine Tochter Eugenie. Die Kinderschuhe sind nun wohl ausgetreten.“

„Es ist wahr Comtesse, das werden zehn Jahr her sein, daß ich Sie nicht gesehen, es war in Maria-Schein bei Töplitz, Sie reisten nach Karlsbad.“

Bis hier, obgleich schon in der Mitte des Zimmers, war der kleine Mann in seinem staubigen Mantel geblieben. Nachdem er einige Sekunden wohlgefällig die Gräfin betrachtet, warf er ihn ab und stand in einem reich mit Gold bordirten, wiewohl schon etwas aus der Mode gekommenen Scharlachüberrock graziös vor der Dame. Er neigte sich nach alter Hofsitte, griff ihre Hand und drückte sie mit einem galanten Gemeinplatz an die Lippen. Dann, als entsinne er sich jetzt erst, daß auch der Vater der so begrüßten Dame im Zimmer war, fuhr er auf ihn los und schloß ihn mit minder graziöser Heftigkeit in die Arme.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, schade, schade! Es ist viel seitdem vorgefallen. — Eine böse Zeit, tumultuös, äusserst tumultuös. A propos, wie alt ist die Comtesse?“

Eugenie, leicht erröthend, wollte statt des etwas durch die Frage betroffenen Vaters antworten. Der Marquis war aber längst in seinem Gedankenschuß über die Frage hinaus und, dem Grafen die Hand drückend, sagte er mit einer Bewegung, die unter an-

dern Umständen und von jedem Andern beleidigt hätte. „Was meinen Sie Comte, zu dem Paar, mein Sohn und die Comtesse?“ Dabei nickte er mit dem Kopf vertraulich Eugenien an.

„Sie lassen Ihren Herrn Sohn im Auslande erziehen, wie Sie einst erwähnten,“ entgegnete der Graf, den Blick zu Boden, als wolle auch er von dieser Frage nichts gehört haben.

„Erziehung macht den Menschen! Unerbittliche Strenge, keine Vorurtheile, Selbsterziehung, völlige Freiheit, das sind meine Prinzipien, das ist die klassische Bildung zum Manne. Des Kaisers Sohn sollte vom Bauer pflügen lernen, der künftige Priester beim Soldaten in die Lehre gehen, des Helden Sohn seine ersten Studien wie Achilles in einer Nähschule machen; Contraste bilden, die Geburt arbeitet sich durch.“

„Sie werden müde sein, theuerster Freund. Eine so weite Reise in Ihrem Alter greift an.“

„Nicht mein Alter, aber Ihre Steindämme. War das eine Fahrstraße oder das Bette eines Winterstroms von Chemnitz her, ein Weg von Baumeistern oder vom Kriege gemacht!“ Er vertiefte sich in eine heftige Erörterung über die Schlechtigkeit der Wege in Sachsen, ganz Deutschland, Frankreich, und ging in ein Lob der alten Römerstraße über ehe er den Platz im Lehnstuhl eingenommen, auf den ihn der Wirth drängte.

„Es ist ein erfreulicher Anblick einen Mann in Ihren Jahren noch so munter und rüstig zu sehen,“ agte der Graf.

„Ein Feigling, wer sich von den Jahren übermannen läßt!" rief der Marquis wieder aufspringend und nahm, um seine Kraft zu beweisen, halb eine Fechter- halb eine Tänzerpositur ein. Dann zog er die Perücke ab und zauste sich an den Paar ihm gebliebenen grauen Haaren. „Ist das Schwäche, mein Freund? — Ist das Muth, frage ich, sich dahin zu stellen, wo uns eine Kanonenkugel treffen kann? Das kann auch ein Weib, ein Milchbart und ein Pestkranker. — Ist das Muth, einem Andern den Degen in den Leib zu rennen? Mit nichten. Muthig ist, wer sich selbst sein Schicksal macht. Wer, wenn der Donner ihn nieder wirft, wieder aufsteht. Wer, dreimal zur Thür hinausgeworfen, zum vierten Mal wieder eintritt, es mit den Größten aufnimmt, mit Kaisern und Königen, mit Vorurtheilen und — mit den Jahren."

Er ging mit Schritten im Zimmer umher, welche an den Triumphschritt eines Siegers erinnern konnten oder sollten. Plötzlich hielt er inne:

„Liegt ein Kranker im Alkoven?" Seinen scharfen Augen war Eugeniens Befangenheit und die ängstlichen Blicke, zwischen dem Vater und der Glasthüre gewechselt, nicht entgangen.

„Ein — sehr weitläuftiger Verwandter des Hauses. Die Sache hat keine Bedeutung, lieber Marquis, aber treten wir lieber, um ganz ungestört zu sein, in ein anderes Zimmer."

„Er ist verwundet."

„Wie kommen Sie darauf!"

„Am Ofen ist ein Verband liegen geblieben.“

„Vom Aderlaß vorgestern —“ rief Eugenie dazwischen.

„Das ist keine Aderlaßbinde. Das paßt auf eine Hiebwunde. Lassen Sie mich ihn sehen, ich lernte die Wundarzenei.“

„Um des Himmels Willen!“ brach es aus Eugeniens Mund, und der Vater sprang der Tochter bei, mit höflicher Gewalt, wenn es sein mußte, den Marquis zurück zu halten. Aber während sie ihm die Arme vorhielten, war er schon untergeduckt und ihnen vorauf an der Thür. Die Gräfin schien auf einen äussersten Entschluß gefaßt, der Graf aber flüsterte ihr zu: „Er kennt ihn ja nicht.“

„Kann er noch gerettet werden, bin ich der Mann,“ sagte der Marquis, indem er das Schloß aufdrückte. Ehe wir mit ihm und der besorgten Familie in den Alkoven treten, müssen wir jedoch dem Fräulein in die Wohnung der wißbegierigen Nachbarin folgen.

Drittes Kapitel.

Noth und Hülfe.

Auf der Treppe war Amelie, wie mit sich uneinig, stehen geblieben, als einige Damen der aufgelös'ten Gesellschaft ihr schon von oben entgegen kamen. Es bedurfte kaum ihres Scharfblicks, um in den freudestrahlenden Gesichtern zu lesen, was sie vorhatten, nämlich eben empfangene Neuigkeiten auszutragen. Nicht Ameliens Zärtlichkeit, nicht ihr schelmisches Drohen, daß sie davon flögen wenn sie käme, bewogen auch nur Eine länger zu verweilen, als nöthig war um sich zu embrassiren. Erst als sie oben die Kammerräthin auffing und mit lauter Stimme rief: „Wissen Sie denn schon?" machten auch die Halt, die schon bis zur Hausthüre waren.

„Was denn?" fragte es.

„Den Scandal!" sagte Amelie mit von Lachen

unterdrückter Stimme. Das mächtige Wort zog wie ein Magnet die Vorposten zurück.

„O reden Sie liebes Kind,“ äußerte die mütterlich besorgte Kammerräthin.

„Ach unsere würdige Klinkauf!“ rief das Fräulein und streckte den Arm über das Geländer hinauf. „Darf ich ein Bischen hinaufkommen; eine Geschichte habe ich, eine süperbe Geschichte.“

„Liebstes, bestes Fräulein von Herzen gern. Warum sind Sie nicht früher gekommen? Treten Sie ein — die Damen werden wohl auch die Güte haben —“

„Nicht doch, sie erfahren es schon noch“ — sagte Amelie — was soll ich die würdigen Damen noch ein Mal herauf inkommodiren.“

Die würdigen Frauen sahen sich fragend an.

„Es ist ja noch nicht spät liebe Süßmilch —“

„Wenn uns die gute Klinkauf noch bei sich haben will —“ entgegnete die Süßmilch.

Amelie war am Arme zweier Freundinnen in das Gastzimmer gedrungen, und, es fehlte, als sich die Thür wieder schloß, keines der hochfrisirten Häupter, welche um den Tisch gesessen, als die Kannen noch dampften. Die geläufige Zunge der spät Hinzugekommenen war unerschöpflich in Erwiederungen auf die Liebesversicherungen, und besonders wurde die Wirthin mit süßen Versicherungen überschüttet:

„Wie lange wir Sie nicht bei uns gesehen haben! Ist das Recht liebe Klinkauf, ist das Recht unter Freundinnen wie wir! Der Graf sagt: „„Ich

muß etwas der Klinkauf gethan haben, Sie kommt nicht mehr, Sie grüßt nicht mehr; was ist das.““ — Hat auch der Graf gefehlt, was haben wir verschuldet! So rächt man sich doch nicht. Ach und die gute Comtesse ist untröstlich. Wissen Sie noch, wo wir uns zuletzt sahen? Es war an der katholischen Kirche. Wir stiegen die Walltreppe hinauf und Sie gingen über die Brücke — halt, ich versah mich, Sie gingen nach dem Zwinger. Sie drohten uns noch von der Gallerie her mit dem Finger. Ach wir haben eine schwere Zeit gehabt, die Angst und die Contributionen und die Einquartierung; liebe beste, süße Klinkauf, welche Freude Sie wieder zu sehen und so wohl. Wie ging es Ihnen die schlimme Zeit?“

„Sie wollten ja Liebste“ — fing die Hagre an.

„Ach Fräulein Süßmilch! Bei Gott, ich hätte Sie nicht wieder erkannt, so stark sind Sie geworden. Wissen Sie, die Belagerung ist bei Ihnen gut eingeschlagen. Sie sehen ohne Scherz wie eine frische Augustrose aus. Da dürfen wir uns nicht sehen lassen. Im ganzen Hotel ist keinem die schmale Kost bekommen. — Stand denn bei Ihnen auch das Wasser in den Kellern?“ —

„Der Kaffe wird schon kalt sein, sonst würde ich“ — sagte die Wirthin.

„Der Kaffe unserer Klinkauf hat zu gutes Renommé in Dresden, kalt und warm, um nicht auf ein Schälchen Appetit zu haben,“ entgegnete das Fräu=

lein wider Erwarten und schob sich mit ihrem Stuhl an den Tisch.

„Was ist denn eigentlich passirt, meine Gute?“ sagte die beleibte Dame sich zu ihr setzend.

„Sie verzeihen, ich bin noch etwas außer Athem von den hohen Treppenstufen. Darf ich um ein Stückchen Kuchen bitten —“

Die Tochter der besorgten Mutter präsentirte den Teller. Amelie nickte ihr zu: „Wie charmant die Ottilie sich auswächst. Ich sehe sie noch, wie sie in Blasewitz auf den Tisch sprang und die größte Waffel von der Schüssel nahm. Darum brauchst Du dich nicht zu schämen, mein Herzensmädchen, wir waren alle einmal Kinder. Nicht so, liebe Kammerräthin?“

„Sie haben sich doch jetzt erholt, — von der Treppe mein' ich.“

Amelie aber mußte den Kuchen essen, und wäre sie noch ein Kind gewesen und die Gouvernante hätte neben ihr gesessen wie die wißbegierigen Damen jetzt, so wäre sie gescholten worden, über die unmanierliche Art mit beiden Händen und die großen Bissen und daß sie stumm auf die Fragen nur ein Ja zunickte, und wie sie drauf, gleich einem unartigen Mädchen, die Wirthin am Rock zupfte, deren Aufmerksamkeit doch zwischen dem Fenster und dem neuen Gaste getheilt schien. „O Sie müssen bei uns bleiben, liebe Klinkauf. — Womit haben Sie sich denn die Zeit vertrieben in der langen Belagerung? Uns drüben ist sie recht lang geworden.“

„In der Stadt will man doch nicht der Meinung sein,“ bemerkte die Wirthin im gedehnten Tone.

„Ach die bösen Zungen! Wenn wir von denen nichts zu leiden hätten, wie viel ruhiger könnten wir leben! Nicht wahr meine würdige Freundin!“

„Was giebt es denn eigentlich?“ fragte Ottiliens Mutter, und die Blicke der ganzen Gesellschaft wiederholten so dringend die Frage, daß Amelie nicht mehr vom Treppensteigen erschöpft sein durfte.

„Aber in Gegenwart des Kindes!“ sagte sie mit einem mißbilligenden Blicke zu Ottiliens Mutter.

„Ottilie geh hinaus!“ befahl diese. Aber Ottilie wollte nicht gehen.

„Mama, Sie haben gesagt, wenn ich erst erwachsen wäre, brauche man kein Geheimniß vor mir zu haben.“

„Ottilie, sei nicht unartig.“

„Mama, Sie haben gesagt, ich wäre jetzt ein erwachsenes Mädchen.“

Der Kammerherr trat eben aus dem Nebenzimmer. Er mußte sehr wichtig beschäftigt gewesen sein, da er, unbekannt mit Ameliens Ankunft, nur Ottiliens letzte Worte gehört zu haben schien.

„Wer wagt unserer liebenswürdigen Kleinen abzustreiten, daß sie erwachsen sei,“ fragte er ihre Hand graziös an die Lippen drückend.

„Fräulein Amelie will eine Geschichte erzählen, und ich soll hinausgehen.“

„Fräulein Amelie! . . .“

Beide sahen sich und Beide durchzückte als sie sich sahen ein Etwas, das bei Beiden nicht dasselbe Etwas war. Der Kammerherr wurde roth, das Fräulein nicht. Der Kammerherr dachte an etwas Vergangenes, das Fräulein an etwas Künftiges, der Kammerherr wußte nicht was er thun sollte, das Fräulein wußte es im Augenblick, der Kammerherr war erschrocken und das Fräulein sehr vergnügt.

Während der Name noch auf seinen Lippen schwebte, war ihm die Besitzerin desselben schon mit vollkommener Unbefangenheit um den Hals gefallen.

Und als die sprachlose Umarmung zum sprachlosen Erstaunen der Andern vorüber war, trocknete Amelie mit dem Taschentuch das Auge, und hielt ihm die Hand hin: „Sie guter, guter Kammerherr — da waren wir nun so lange getrennt und da sehn wir uns jetzt wieder. — Wenn doch das immer der Mensch bedächte, wenn er Abschied nimmt, daß er wiederkommen kann! Nicht wahr lieber Kammerherr, das ist wahr? Ach es giebt Wahrheiten im Leben, die Niemand wegläugnen kann. Wir wissen das. Und wie Sie gesund aussehen! Wie ich mich dazumal um Sie geängstigt habe. Es geht nichts über Angst. Das greift die Nerven an.“ —

Der Kammerherr wußte nicht, was er sagen sollte, Amelie auch nicht, wie es weiter gehen sollte, aber die Damen konnten meinen, das gehöre zu der Scandalgeschichte, und das wollte sie auch nicht. „Wie uns unsere Freundinnen ansehen! — Ja, wäre es

anderswo, lieber Kammerherr, da dürften wir nicht gradraus sprechen, wie uns ums Herz ist. Aber ich..... denke in Augenblicken, wo es einem übergeht, nimmt man's nicht so genau. Wir sind ja hier unter uns unter lauter guten Menschen, und die verstehen sich doch! Nicht wahr, wir verstehen uns?"

Sie drückte so herzlich der Kammeräthin und dem Fräulein Süßmilch und der Steueräthin die Hand trocknete wieder das Gesicht: Und während noch Alle gerührt oder betroffen waren, kam sie doch zuerst wieder zu Worten: „Aber mein Gott, Kammerherr, wie kommen Sie nach Dresden? Kamen Sie mit den Oestreichern oder waren Sie versteckt während der Belagerung? Wenn das war, ach ich hoffe aber nicht, — gut daß ich es denn nicht gewußt; ich hätte keinen ruhigen Augenblick gehabt, keinen einzigen, um Gottes Willen Kammerherr, welchen Gefahren haben Sie sich exponirt!"

„Die gute Klinkauf hatte es übernommen ihren Protegé die Zeit über zu verstecken, sagte die korpulente Dame. Nicht wahr die ganze Zeit über?"

Amelie war so glücklich aus einer Ueberraschung und Entzückung in die Andere übergehn zu können, und jede war doch eine Lüge werth, die sie während dessen vorbringen können. Sie mußte die Wirthin für ihre unbeschreibliche Güte und Aufopferung küssen und wieder küssen und die Wißbegierigen bekamen noch nicht ihre Geschichte.

„Sie meinen, holdseeliges Fräulein — hub der

einzige

einzige Mann unter den drei Damen jetzt mit etwas entfärbtem Gesichte fragend an.

„Daß es um Sie geschehen war, wenn man Sie entdeckt hätte! Ach Sie kennen nicht diese Preußen. Meine Freundinnen, wäre es nicht entsetzlich gewesen, wenn diese rohen Unmenschen einen Kavalier, wie unsern Kammerherrn auf die Spur gekommen wären. Ich versichere Sie, mit Stricken hätten sie ihn gebunden, ohne Distinction mit Stricken, ihn auf einen Leiterwagen gelegt, ohne Matratzen, ohne Stroh — können Sie sich vorstellen, lieber Kammerherr, Sie ohne Stroh — ach der Kopf wird mir schwindlich.“

„A prôpos!“ fiel die Räthin ein. Bei der Matratze! Ist denn Ihre liebe Einquartierung, meine Gute, aus dem Thore ruhig herausgekommen? Ich sah, wie Sie den guten Mann einpackten, und dachte bei mir: Ach Gott, ach Gott, ein so gebrechliches und krankes Geschöpf — er konnte ja nicht ein Glied rühren — wenn er über Stock und Block durch Nacht und Wind fährt —“

„Sie sind die Güte selbst,“ — sagte Amelie, mit einem langen Blicke, der den Rest der Rede aus den Mienen der Wirthin auszusaugen schien.

„Man ist doch auch ein Mensch, fühlt doch auch menschlich — mein liebes junges Fräulein. Ist's gleich nur ein Preuße, war's doch ein hübscher, junger Preuße. Denken Sie sich, beim Tumult am Thor, wenn da ein solcher wilder Kroat den Wagen umgestoßen hätte, der arme Kranke wäre aufs Straßenpfla=

ster gefallen, denken Sie sich bestes Fräulein, ein gebrechlicher Körper, der an eine extra Pflege gewöhnt ist, hielte das nicht aus. Denn Pandurenfäuste greifen anders zu als solche liebe, kleine, feine Hände.“

„Wir müssen Alle sterben, liebe Klinkauf. Dürft ich Sie um eine Prise ersuchen.“

„Sie sind zu grausam gegen die Männer, liebstes Fräulein.“

„Dafür liebe ich meine Freundinnen desto mehr.“

„Man sah Sie aber doch auch recht freundlich gegen den Protegé Ihrer — verehrungswürdigen Familie.“

„Der Undankbare! Das sind die Männer Alle. Verzeihung, lieber Baron, Sie machen eine Ausnahme, Sie sind dankbar — das weiß ich — auch für den kleinsten Dienst.“

Der Baron drückte die Hand an die Brust. „Allein jenen Menschen, ich bitte Sie, erwähnen Sie dessen nicht mehr, aber erzählen muß ich Ihnen, wie er sich gegen uns benommen hat —“

„Mama ist denn das die Geschichte?“ sagte Ottilie halblaut. —

„Ach tausend Geschichten lassen sich von ihm erzählen, tausend Geschichten, mit denen ich das Zartgefühl unserer würdigen Freundinnen nicht beleidigen will. Sie haben recht, was habe ich nicht für ihn gethan, was that nicht die Comtesse, was nicht unser Graf. O unsre Menschenliebe hat uns bei unsern alten

Freunden, sie hat uns am Hofe, sie hat uns in Warschau geschadet. Das war ihm gleichgültig. Der Impertinente meinte, was man gutwillig gab, darauf hätte er ein Recht."

Mit einer Zungenfertigkeit, welche selbst diesen Zirkel in Erstaunen setzte, häufte sie auf den unglücklichen Abwesenden eine Last von Vorwürfen aus deren verworrener Verschlingung auch ein Rabulist sich nicht herausgeholfen hätte. Indem sie Niemand zu Worten kommen ließ, übersah sie, daß ihre überwundene Gegnerin die Niederlage nur zu einem neuen Angriff benutzte. Denn als ihr Athem zu Ende schien, erhob sich die Klinkauf mit triumphirender Miene:

„Aber mein werthgeschätztes Fräulein, sagen Sie, wer ist der Verwundete in dem Kabinet der Comtesse."

„Der Lieutenant ist längst mit der Garnison zum Thore hinaus."

„Das werden Sie uns doch nicht glauben machen wollen, da unsere Freundin, die Frau Steuerräthin, den vermeintlichen Lieutenant gesund wie einen Fisch aus den Wagen springen sah — wie einen Fisch gesund, sage ich Ihnen — auch ging der Doktor ja vorhin erst fort. Hat unsre menschenfreundliche Comtesse vielleicht zwei Preußen aufgenommen, vielleicht zwei Brüder, die sich so ähnlich sehen, daß man sie verwechselt?"

Die Blicke der zwölf Damen hafteten mit schadenfroher Lust auf Amelien, so scharf, daß ihnen der stumme Gedanke, der sich zu den Lippen drängte, nicht

entgangen wäre. Aber nur einen Moment zuckte flüchtige Röthe über ihr Gesicht, nur einen Moment suchten ihre Blicke den Boden; dann die Arme der zunächst stehenden heftig ergreifend, sprach Amelie:

„So ist es verrathen! — Ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit — ich bitte riegeln Sie die Thüre ab —“

Es war im Augenblick geschehen.

„Ihre scharfen Augen haben Sie nicht getäuscht. Wir verbergen Jemand im Kabinet, der um Alles in der Welt nicht entdeckt sein will.“

„Ja, das glaube ich,“ sagte die Klinkauf, jede Sylbe mit schmunzelnden Lippen verschlingend.

„Er rechnet ganz auf Sie, Theuerste,“ fuhr Amelie fort. „Der Marquis von Cabanis ist hier.“

„Der Marquis!“ rief es.

„Sie nehmen mir die Botschaft aus dem Munde,“ sprach der Baron.

„Sie wissen das, Kammerherr,“ fuhr die Wirthin auf, „und mir nichts gesagt!“

„Eben während Sie die Damen hinaus geleiteten, fuhr sein Reisewagen drüben vor. Kaum hatte ich ihn rausspringen sehen, so stürzte ich herein, es zu melden, als ich die Damen angenehmer durch unsere Freundin unterhalten fand. Der Postzug steht noch vor der Thür.“

Im nächsten Augenblicke waren Alle bis auf Eine am Fenster. Amelie stand in der Mitte des Zimmers und dankte es der Dämmerung, die einen Schleier auf die Blässe geworfen, welche plötzlich ihr Gesicht

überzogen. Sie verwünschte und pries doch im Augenblicke den Zufall, welcher die Zuschauerinnen verhinderte Zeuginnen der wiederkehrenden Röthe der Bestürzung zu werden. Wer sie gesehen, wie sie ihr Battisttuch mit den Fingern zerriß, die Lippen kniff und mit der Spitze ihres kleinen Fußes die Diele stampfte, hätte Eugeniens nie betroffene Freundin nicht wieder erkannt. Der Mops, der ihr zu nahe kam, erhielt einen Stoß mit dem Fuß, und das Wort: „Zufall!" welches sich dabei aus ihren Lippen pressend, verrieth, daß er nur der Repräsentant für ein körperloses Wesen sei, dem man keinen Fußtritt geben kann, durfte dem armen Geschöpf für seine unverdienten Leiden keinen Trost gewähren. Doch nur wenige Momente herrschte diese finstere Gewalt über das immer heitere Mädchen; als die Fluth der allgemeinen Aufmerksamkeit vom Fenster zurück wogte und aufs neue mit fragenden Blicken die erste Verkünderin der nicht erwarteten Neuigkeit, umgab, strahlte der Sieg, oder wenigstens der Muth zu siegen, wieder in ihren Augen.

Die erste Frage: „Was will der Marquis hier?" schwebte auf zehn Zungen. „Was hat der Marquis mit dem Kranken zu thun?" war die nächste und Ottiliens Frage: „Ist denn das die Geschichte?" bildete den Refrain.

Amelie wollte von Staatsgeheimnissen sprechen, sie wollte durch Winke die gefährlichste ihrer Gegnerinnen, die Wirthin auf ihre Seite ziehen, die Auf-

merksamkeit war aber zu gespannt, um sich jetzt noch durch Winke und Andeutungen befriedigen zu lassen.

„Der Marquis kann doch nicht im Bette liegen, da unser Freund ihn eben aus dem Wagen springen sah,“ sagte die Klinkauf.

„Und Sie schließen richtig, meine Freundin,“ entgegnete ihr zunickend mit mehr Feierlichkeit das Fräulein. „Wer aus dem Wagen springt, um einen Kranken zu besuchen, der kann nicht dieselbe Person mit dem Kranken sein, der im Bette liegt.“

„Er will ihn besuchen,“ rief es.

„Wenn er uns nicht besuchen wollte, warum wäre er gekommen, meine Freundinnen! Ja, der im Bette liegt —“

„Ist er krank?“ unterbrach es auf die Weise von vorhin.

„Ach das ist eben das Geheimniß — und doch, ich hoffe, es soll Ihnen keine halbe Stunde länger ein Geheimniß bleiben. Lassen Sie mich hinüber fliegen, den Marquis um die Erlaubniß bitten — Ihnen wird, Ihnen darf er sie nicht verweigern — und dann erfahren Sie vor aller Welt zuerst — wer dieses gefährliche, wer dieses interessante Wesen ist, dessen Leben nun hoffentlich ausser aller Gefahr schwebt —“

„Ach gewiß ein Spion!“ schrie Ottilie.

Amelie hielt mit drohendem Lächeln den Mund an den Fingern. „Indessen die Preußen sind ja nicht mehr hier,“ setzte sie hinzu, „und was dazumal Ver=

brechen war, ist bei andern Umständen, auch etwas anderes geworden —'

Sie wollte nach der Thür, aber man ließ sie nicht.

„Ich fliege mit Ihnen," rief die Klinkauf, in ihre Saloppe fahrend.

„O wir Alle," rief die Hälfte der Versammelten.

„Um des Himmels Willen," wehrte das Fräulein ab. „Sie kennen den Marquis —"

„Eben weil ich ihn kenne, will ich es aus seinem eigenen Munde hören —" sagte die Wirthin.

„Er verzeiht es mir nun und nimmer — er will vielleicht noch nicht hier sein —"

„Dann wäre er mit Sechsen vorgefahren!" warf ihr die entschlossene Gegnerin ein. „Mein liebes Fräulein, wenn von vertrauten Hofangelegenheiten die Rede ist, dann sind andere Leute die Vertrauten des Marquis —"

„Hören Sie mich," sprach Amelie, die Wirthin festhaltend und schien doch noch nicht zu wissen, was diese von ihr hören sollte. „Es ist ein Privatgeheimniß, eine theure, werthe Person; stören wir nicht die ersten Gefühle des zärtlichen Wiedersehens —"

„Ist es vielleicht sein Sohn?" fuhr plötzlich die Klinkauf auf.

Amelie schwieg, die Dunkelheit war zum zweiten Male ihre helfende Vertraute. Ein Blitz durchzückte sie. Plötzlich hing sie dem Fräulein an der Brust: „O mein Gott verrathen Sie mich nicht; ich habe es Ihnen nicht gesagt."

„Es ist sein Sohn!“ hallte es echoartig durch das Zimmer. Amelie hatte diesen ersten Augenblick der Verwunderung wohl berechnet, um sich loszureissen und durch die Betroffenen sich drängend, Thür und Treppe zu gewinnen. Selbst einen Entschluß im Nothfall, Gewalt zu brauchen, hätte man in den Mienen des entschlossenen Mädchens lesen mögen, der diesesmal nur darauf Alles ankam, ihren Gegnerinnen den Vorsprung abzugewinnen. Noch aber hatte sie nicht die Thür erreicht, als diese aufging und im hellen Scheine vieler Kerzen Jemand eintrat, den weder sie noch die Gesellschaft erwartet und dessen Erscheinen das ganze künstliche Gebäude ihrer Lügen auf einmal umwarf.

Es war der Marquis; aber anders als wir ihn drüben gesehen. In voller Grandezza eines wirklichen oder eingebildeten Werthes stand er auf der Schwelle; durch diese, seine Hackenschuhe und die aufrechte Haltung, die er affektirte, fast groß zu nennen. Zwei Jäger hielten hinter ihm vier Armleuchter empor und das Licht der acht Kerzen strahlte auf seinen Scharlachrock, die goldenen Tressen desselben und die silbernen des Kastorhutes unter dem Arme. Auch die Miene des sonst wenig gebieterischen Gesichtes hatte etwas Feierliches, an Hoheit streifendes, als er auf der Schwelle, den rechten Fuß wie zum Menuetschritt etwas vorgebeugt, stehen blieb und ohne den Kopf zu neigen, die noch halb im Dunkel eingehüllte Versammlung musterte. Daß es auf ein Imponiren abgesehen war, mußte man aus dem Umstande entnehmen, daß

er mit zwei Jägern und vier Armleuchtern — mochten sie auch erst im Hausflur angezündet sein — über die Straße gekommen war. Aber einige mit herauf gekommene freiwillige Zuschauer, welche ihre neugierigen Gesichter hinter der hellbeleuchteten Gruppe hervorstreckten, vermehrten die Feierlichkeit derselben.

In dieser Attitude blieb er eine Weile stehen, die Damen musternd. Mit Wohlgefallen schien er das Erstaunen in allen Abstufungen auf den Gesichtern zu lesen und mit demselben Gefühl hörte sein scharfes Ohr wie es von Mund zu Munde ging: „Es ist der Herr Marquis.“ Es war eine stumme Pause, aus Verwunderung, Staunen und Lust; und nur eine Person theilte nichts von diesen Gefühlen, Amelie, die, wie alle Hoffnung aufgebend, sich auf einen Armstuhl lehnte.

„Ich grüße Sie, meine Damen!“ sagte der Eintretende und neigte ein wenig den Kopf und bewegte ein wenig den Hut. Von dem Luftzug der eilf bauschigen Frauenröcke, welche im selben Augenblicke in weiten Kreisen die Dielen küßten und eben so wieder aufrauschten, wurden die Flammen der Kerzen geweht. Nur die Klinkauf grüßte nicht, sondern flog ihm entgegen.

„Oui c'est mon cher Marquis!“ sie stürzte ihm um den Hals. Der Marquis erwiederte mit der Grazie der Zeit die stürmische Begrüßung, wußte sich aber sogleich wieder frei zu machen und durch sein gehaltenes Wesen die Dame in die Gränzen zurück zu

weisen, welche sie gegen seinen Willen überschritten hatte. Auch mochte die besondere Vertrautheit, welche sie dadurch an den Tag zu legen versucht, nicht ganz nach seinem Sinne sein, denn er begrüßte nun jede der andern Damen auf dieselbe artige Weise. Die Thüre war wieder geschlossen, die Armleuchter standen auf dem Tische und die Jäger in ehrerbietiger Erwartung an der Schwelle.

„Ist die Dame krank?“ fragte er leise auf Amelien deutend, welche, den Kopf gesenkt, nichts von Allem, was um sie vorging, zu sehen schien, als ihre kleine Hand, welche sie fest zusammen gepreßt, auf den Tisch drückte.

„Meine Theure,“ sprach die Wirthin, „hier ist der Marquis. Er ist expreß hergekommen, um uns das aufzuklären, was Ihre Verschwiegenheit uns mitzutheilen für zu gut hielt.“

„Daran erkenne ich diese würdige junge Dame —“ sagte der Angeredete und hob die Unwillige sanft auf — „o wenn doch jedes Geheimniß so gut aufbewahrt würde.“

„Ein Geheimniß!“ wiederholte es durch das Zimmer. „Nun erfahren wir es am Ende doch nicht,“ klagte Ottilie halb laut.

„Es bedarf keines Geheimnisses mehr,“ erwiederte der Marquis.

„Kurz und gut!“ rief die Wirthin, ob durch das Benehmen des Marquis, oder durch den nie ganz unterdrückten Verdacht gegen Ameliens Aufrichtigkeit mehr

gereizt, bleibe dahin gestellt. Aber die lebendigere Röthe ihrer Wangen, der Glanz ihrer Augen, die zitternde Beweglichkeit ihres Körpers deutete auf einen heftigen Entschluß. „Kurz und gut mon cher Marquis!" rief sie. „An der Nase lassen wir uns nicht herumführen, wir wissen, was wir sehen und Anstand und Sitte sind uns etwas werth. Ist der kranke Mensch drüben in Meronis Alkoven ein preußischer Offizier oder ihr Sohn?"

„Er ist mein theurer Sohn," entgegnete der Marquis, jede Sylbe betonend.

Amelie war aufgesprungen, sie stand auf den Zehen und folgte ungläubig den Bewegungen seiner Lippen. Eine Liebende, welche das unerwartete Ja von denen des unerbittlichen Vaters hört, kann nicht aufmerksamer dem Zücken seines Mundes, dem Blicken seiner Augen, dem Schalle seiner Stimme folgen. Noch traute sie nicht ihren Ohren, noch kaum ihren Augen so weit sie sie aufgerissen hatte. Einmal war es ihr, als müsse sie dem alten Mann um den Hals fallen, dann als könne alles nur Täuschung sein. Aus letzterer riß sie die nächste Anrede desselben, die er mit großer Herablassung und Aufmerksamkeit an sie richtete.

„Wie dank' ich Ihnen, mein werthes Fräulein, für Ihre Vorsicht. Sie wußten nicht, daß die Freundinnen meiner würdigen Klinkauf auch die meinigen sind, und daß ein Geheimniß zwischen ihnen und mir ein Verstoß gegen diese Freundschaft wäre. Sagen Sie mir, meine Theure, was die Damen bereits durch

Sie wissen, damit ich ihnen ihre kostbare Zeit durch keine Wiederholungen raube."

„Nichts," riefen Viele zugleich. Amelie aber fand es gerathener dieses Nichts durch viele Worte zu erläutern, welche der Marquis, ihre Hand in seiner haltend, eben so aufmerksam abzuwägen schien, als sie bei jeder Sylbe ihn prüfend ansah. Als sie ausgesprochen, nickte er wohlgefällig und hub eine lange, man konnte meinen, wohlstudirte, Rede zum Lobe der Freundschaft, des Edelmuths, der Aufrichtigkeit und der Nächstenliebe an. Einige von der Gesellschaft hielten die Tücher an die Augen, und auch der Marquis schien so gerührt, daß er sich niedersetzte.

„Und während unsrer ganzen Belagerung war er drüben versteckt?" fragte die Wirthin.

Der Marquis hob die Hände gravitätisch zum Himmel und sprach von den Gräueln des Krieges, von der Ruchlosigkeit der Soldaten, von den Gefahren einer Belagerung, und er hätte sich noch weiter von der Frage entfernt, hätte ihm die Ungeduld der Klinkauf dazu Zeit gelassen.

„Wenn Meronis drum wußten, warum blieb es uns verborgen?"

„Und darauf soll ich unserer Klinkauf mit drei Worten antworten, mit drei dürren Worten, wo der Entschluß eines Jahres dazu gehörte! Die Zeit wird kommen, wo wir triumphiren, meine Freundin, wo die rohe Gewalt einer weisen Abschätzung der Mittel und Wege unterliegen muß. Morgen, meine Freundin

hoffe ich auf eine Stunde, wo wir, wie in glücklichern Zeiten, unsern Scharfblick prüfen und wägen können. Ich habe Ihnen viel, viel mitzutheilen, aber mein erstes Geschäft wird sein, Sie zu überzeugen, daß kein Mißtrauen, daß nur die Nothwendigkeit mich zwang vor Ihnen geheim zu halten, was Sie vor Allen zuerst wissen mußten."

„Aber war das erlaubt, Marquis, uns ein Jahrlang — es ist über ein Jahr her — nichts von sich wissen zu lassen! —"

„Das Jahr war nicht ohne Früchte," sagte er feierlich, sich erhebend.

„Hier glaubte man, Sie wären in den Vesuv gestürzt."

„Und wenn ich unten gesessen hätte bei dem Feuerschmied Vulkan und seinen Kriegsambos geschwungen, wenn der Schall gedrungen wäre über Appeninen und Alpen bis an die mährischen Gebirge, die hohen Sudeten, die Lehmufer der Oder, wenn Friedrichs Niederlagen Folgen gewesen wären der machinirenden Thätigkeit eines Mannes, der aus der Ferne wirkt — wie dann —"

Amelie kannte den Marquis und sein Wesen. Nicht ohne Lächeln betrachtete sie den kleinen, etwas verwachsenen Mann, wie er sich mit dem Vulkan verglich, in steigendem Affekte die Möglichkeit seiner Theilnahme an den, den König von Preußen betroffenen, Unfällen ans Licht setzte und zugleich doch in geheimnißvolles Dunkel hüllte. Sie kannte ihn und wußte, daß es

theils Deklamation war, theils Selbsttäuschung. Der in Planen und Chimairen Lebende konnte sich mit künstlich verworrenen Netzen nicht eng genug umstricken, die klare Aussicht auf eine natürliche Entwickelung erschreckte ihn, wie das Tageslicht den Geisterbanner; er empfand ein Mißbehagen, wenn sich etwas natürlich löste, wenn gleich nach seinem Wunsche und eine Leere der Seele, wenn nicht neue Plane ihr Nahrung gaben. Um diese Leere zu vertreiben, dies Mißbehagen zu verscheuchen, die helle Aussicht zu verschließen, kurz um sich wohl zu befinden schlug er dies Netz eben so bereitwillig um sich selbst, als um Andere. Sie glaubte jetzt zu ahnen, weshalb er, statt ihr Lügengebäude durch ein Wort über den Haufen zu werfen, es noch künstlicher ausgebaut hatte. Es war ein Spiel seiner Phantasie, an das er, es war gleichgültig, welchen eingebildeten oder wirklichen Vortheil knüpfte. Aber sie fürchtete, daß er eben so leicht von seiner geschäftigen Einbildungskraft verführt, den Plan mit einem andern vertauschen könne. Für sie stand ein Menschenwohl, für ihn nur eine Intrigue auf dem Spiele. Deshalb war es ihr angenehm, als der Marquis jetzt plötzlich abbrach und Miene machte sich zu entfernen.

Mit noch mehr zuvorkommender, wenn gleich nicht minder feierlicher Höflichkeit, nahm er von den Damen einzeln Abschied. Jede wußte nachher etwas zum Lobe des herrlichen Kavaliers aus der guten Zeit zu sagen, und selbst der Mops der Dame vom Hause war von ihm gestreichelt worden.

„Eine Bitte, meine Freundinnen!“ sagte er mit leiser Stimme beim Abschied. „Versparen Sie mir das Vergnügen durch Ihre gütige Vermittelung unsere Freunde in der Stadt wissen zu lassen, was ich Ihnen eben eröffnet, nur bis ich morgen mit dem kaiserlichen Gouverneur gesprochen. Es kann noch viel, sehr viel sich ereignen — O Gott, was könnte ich Ihnen noch mittheilen, meine Damen — noch zu Großem könnte er aufgespart sein — darum nur bis Uebermorgen reinen Mund.“

Er hielt den Finger auf die Lippe und Alle versprachen ihm. Auf der untersten Treppe fragte er Amelien, die an seinem Arme ging:

„Meinen Sie, Fräulein, daß sie bis morgen Früh reinen Mund halten können?“

„Sie müssen wohl,“ entgegnete sie, „denn die Hausthüren sind schon verschlossen.“

Viertes Kapitel.

Die Maus.

Der Marquis galt in dem gräflichen Hause für einen Mann, aus dem Niemand klug werden konnte. Er hatte überall Vertraute, vom Oberhaupt der Familie bis zu dem Kammerdiener herab; aber jedem war etwas Besonderes vertraut, und wenn der Zufall machte, daß die Vertrauten sich unter einander verständigten, so widersprach eine Mittheilung der andern, und ein Salomo hätte umsonst nach einem Einklang der Gesinnung und Absichten ihres Urhebers gesucht. Nichts desto weniger stand er beim ganzen Hause in großem Ansehn, der Graf ehrte unbedingt seine Aussprüche, wiewohl es unentschieden blieb, ob dies wahre Achtung für seinen Verstand oder für seine Reichthümer und seinen Einfluß war. Eugenie schwankte zwischen Unwillen und Verachtung, und doch gab es Augenblicke, wo ihr die Flamme eines edlern Geistes aus dem grillenhaften

Manne entgegen zu leuchten schien, wo seine Begeisterung für irgend etwas — denn der Gegenstände für die er warm wurde, waren viele — nicht affektirt vorkam, wo die Seele mitsprach und eine hinreissende Kraft der Rede, die man in dem kleinen Körper nicht erwartete, selbst sie aus ihren Träumen aufstörte. Amelie war ihm bis dahin am feindlichsten gesinnt gewesen. Sie nannte ihn einen labyrinthischen Maulwurfshaufen. Dem Gange seiner Intriguen könne man zwar nicht nachgehen, aber da mit einem Fußtritt der ganze Bau zertreten sei, lohne es sich auch nicht der Mühe. Aber in dem Grade, wie er den andern Familiengliedern Ehrfurcht einflößte, belustigte er sie. Heut zum ersten Male fühlte sie sich ihm gewogen, ohne doch Lust zu spüren seine Vertraute zu werden, ja ohne es selbst werth zu halten, ihn auf dem Rückwege von der Klinkauf nach der Ursach seines Beistandes zu fragen.

Nur etwas war an dem Manne klar und ausgesprochen, sein Haß gegen den König von Preußen. Bei allen Irrgängen seiner Gedanken, Neigungen und Plane stieß man auf diese Lebensader oder Wurzel. Der Mann, welcher das Unbedeutendste in geheimnißvollen Nebel hüllte, der jeden Schritt, jeden Laut bewachte und dem Unwillkührlichen selbst den Schein des Tiefüberdachten zu leihen wußte, war nicht mehr Diplomat, wenn die Rede auf Friedrich und die Könige von Preußen kam. Halb Widerwille, halb Geringschätzung floß es von seinem Munde, ein begeisterter,

dunkler Strom des Hasses, mit Lichtfunken untermischt von Hoffnung auf Demüthigung oder Untergang des Gegners. Dann kannte er keine Rücksichten und die wild losgelassene Begeisterung schöpfte ihre Gründe aus dem tiefen Meere menschlichen Hasses und von der Sumpfoberfläche seichter Gemeinplätze.

So wüthete er heut bei dem schnell improvisirten Abendessen, sobald der Name Friedrich zuerst von einem der Anwesenden genannt wurde. Die Reise, Dresden, die kaum verlassene Damengesellschaft, die Familienangelegenheiten, Dinge, welche ihn eben noch ernst beschäftigt und in ein tiefes Gespräch mit dem Grafen verwickelt, schienen über das eine Wort völlig vergessen. Seine Ausdrücke trafen mehr als einmal empfindlich den Wirth. Dieser liebte Uebergänge, aber vermittelte, allmälige, ein so rasches Ueberspringen erschreckte ihn. Man mußte ihm Zeit lassen den Uebergang bei sich selbst zu rechtfertigen. Damit war er hier schon auf gutem Wege, aber diese Heftigkeit machte ihn betroffen, sie traf verwundend, was er kurz vorher gedacht, empfunden. Die Steine, die Wände, die Luft von Dresden, waren ja noch vorgestern preußisch; konnten sie nicht noch Ohren haben? Klang es nicht noch wieder von Tönen, die disharmonisch in das eben Gehörte eingriffen? Die Damen blieben theilnamlos beim Gespräch, aber eben vor ihnen wünschte er, daß sein Gast sich mäßige. Sie waren Zeuginnen einer Gesinnung gewesen, welche nicht alle Aeusserungen des Marquis ohne Widerspruch hinnehmen konnte.

„Friedrich ist noch nicht überwunden,“ warf er, das ist betonend, ein.

„Die Sonne scheint noch nicht untergegangen,“ fuhr der Marquis mit der vorigen Heftigkeit fort, „wenn ihr gluthrother Ball den Saum des Horizontes küßt; aber sie ist schon unter, es ist nur ihr Nebenbild im Dunstkreise, das uns noch täuscht. Friedrich ist unter, er muß unter sein, unsre blöden Augen wagen nur noch nicht die Leere vor dem Dunstbild seiner Größe zu sehen. Worin bestand diese? In dem Schein, den er uns vormachte. Es ist klarer wie die Sterne am Himmel, daß der Mann, der sich Kurfürst, ein König nennt, und wenn er sich Kaiser nennte, und hätte nicht mehr als er hat an Maus und Mann, nicht Frankreich, Oestreich, Rußland, Schweden, widerstehen könnte. Klar wie das Einmaleins, daß er erdrückt werden mußte, wenn er nicht besiegt werden konnte. Und wodurch widerstand er? Durch den Schein seiner Größe, durch den Pöbelwahn, der sich so was vorgaukeln läßt. Er scheint Geld zu haben, weil er Münzen aus Kupfer prägt und sie golden und silbern anstreicht, er scheint Armeen aus dem Boden zu stampfen, weil er sie die Kreuz und Quer marschiren läßt, daß wir immer neue sehen und es sind doch nur die alten, er schien unüberwindlich, weil das Volk es glaubte, er scheint groß, weil ihn noch Niemand gemessen hat. Gegen den Schein lassen Sie uns kämpfen, so schrumpft der Riese zu einer Maus zusammen und wer erschrickt dann vor ihm —“

Kaum waren diese Worte über des erhitzten Redners Lippen gekommen, als er, den Mund noch halb geöffnet, verstummte und mit dem Gesichte, aus dem die Farbe entwichen, unverwandt nach einem Winkel hinstarrte. Ein heftiges Zittern bewegte seinen ganzen Körper, man sah, er strengte sich an und konnte doch nicht den Blick abwenden. Der Todesschweiß perlte über die leichenblasse Stirn, die Zähne schlugen zusammen, er preßte die Serviette in seiner Hand, er wollte aufspringen und konnte nicht aufspringen. „Was ist Ihnen?“ Aller Augen richteten sich nach dem bezeichneten leeren Fleck. Es herrschte eine tiefe Stille, und man glaubte, was man nicht sehen konnte, jetzt zu hören, das Rascheln einer Maus. Der Marquis war nun wirklich aufgestanden. Mit der Serviette wischte er sich den Schweiß von der Stirn und schob die Perücke zurecht.

„Vergebung, meine Damen,“ sprach er mit einer Stimme, die noch nicht ganz Herrin ihrer selbst schien. „Es giebt Erscheinungen im Leben, über die wir uns nicht klar werden.“

Der Graf besann sich, daß sein Gast eine angeborne Furcht vor Mäusen hatte. Was ihm durch die Rückerinnerung an einige spaßhafte Momente aus ihrer Bekanntschaft jetzt begreiflich war, suchte er durch eine scherzhafte Wendung, auch den Damen anzudeuten, um weitere Fragen zu verhüten; eine unnöthige Vorsicht, indem beider Sinn von andern Gedanken abgezogen, wenig Theil am Gespräche genommen hatte.

„Dem Elephanten in Paris,“ sagte der Marquis, „habe ich meinen Arm in den Rüssel gehalten und die Löwin am Barthaar gezupft; aber dies unansehnlich, widerwärtige Thier, das unserm Blick so wenig als unsern Waffen steht, das man nur sieht, um es verschwinden zu seh'n, ist mir so in der Seele zuwider als fürchterlich. Ich habe Kanonendonner gehört und beim Bombardement geschlafen, aber das Rascheln des grauen, formlosen, kugelnden, winzigen Ungeheuers zückt mir durch die Nerven. Ist nicht sein Geruch die Quintessenz alles Leichengestanks — ich glaube die Schlachtfelder der ganzen Geschichte zu sehen, die modernden Leichen von Jahrhunderten zu riechen.“

„Man soll morgen Mausefallen stellen,“ sagte der Graf lächelnd.

„Ist es nicht fürchterlich, —“ fuhr der Gast fort, sich aus seiner Angst zum Eifer einer neuen Begeisterung anregend, — „fürchterlich, Graf, daß der menschliche Geist Maschinen erfinden muß, künstliche Gestelle mit allen Apparaten der Technik erbauen, daß er intriguiren, machiniren muß, Täuschungen ersinnen, um ein vernunftloses Thier, das niedrigste, erbärmlichste, ruchloseste, zu fangen! Noch die Tödtung macht uns Schwierigkeiten, und so weit entwürdigen wir uns, ihm Gift zu stellen, so kunstreich, schlau, wie noch keinem Eroberer, keinem gefährlichen Staatsmanne Pulver in Tränke gemischt wurden. Es ist Lust einen Fuchs aus seinen Höhlen zu treiben, einen Dachs zu hetzen, es ist ein Hochgefühl dem Stolzesten und Größten,

wenn man so niedrig steht, daß sein Fuß uns zertreten kann, Krieg zu bieten auf Tod und Leben; aber es kränkt das Gefühl dieselbe Geisteskraft gegen — Ungeziefer anwenden zu müssen."

Der Sturmschritt seiner Begeisterung ging immer in Springerzügen. Von der Maus kam er auf die Mausefalle; von der Mausefalle auf die Löwenjagd, deren einer er in Afrika beigewohnt haben wollte. Der kleine Körper wurde Feuer und Flamme, indem er mit grellen Farben die Sätze, die Verzweiflung, den Todeskampf des Königs der Thiere schilderte. Nun beschrieb er den Muth und die Gewandheit der maurischen Jäger, wie sie auf ihren Rossen durch die Wüste fliegen, wie sie den Wurfspieß schleudern, ihre nervigen Arme, die Gluth ihres Auges. Der Löwe und seine Jagd waren bald vergessen, der afrikanische Soldat begeisterte ihn. Die Taktik der Beduinen, die Ungerechtigkeit der Spanier, die schwärmerische Treue des Orientalen waren Gegenstände seiner preisenden Bewunderung geworden. Von dort her solle Europa bevölkert werden, von dort her würde Muth, neuer Glanz, neues Leben, frisches Blut in die europäische Staatswelt kommen. Er war schon mit einem kühnen Sprunge über das Mittelmeer zurück und thätig dabei den welken Zustand der abendländischen Staaten zu schildern, als der Graf, den dies Thema nicht mehr anziehen mochte, ihm bemerklich machte, daß sich die Damen schon zurückgezogen und er der Nachtruhe nach einer so anstrengenden Reise bedürfen werde.

Es gehörte zu den bequemen Eigenschaften des Marquis, daß er auf Alles einging. Die leiseste Andeutung faßte er rasch auf und ermüdete nie durch ein hartnäckiges Verweilen bei aufgestellten Behauptungen. Die Löwen, die Afrikaner und ein ganzes System der neuern Staatskunst, eben bereit entwickelt zu werden, wurden eben so bereitwillig in das große Repositorium seiner Phantasieen und Plane zurückgeschoben, und er folgte dem Wirthe, welcher es selbst übernommen, ihn in seine Zimmer zu führen. Der Weg dahin war kurz und doch verging eine Viertelstunde, denn an jeder Thür blieben die beiden Männer stehen in ein Gespräch vertieft, welches weder den Löwen in den afrikanischen Wüsten, noch den Beduinen unter den Barbaresken aufsuchte. Denn der Graf, welcher kein Freund dieser exotischen Intriguen, die nächste Wirklichkeit gern im Auge behielt, schien es mit der nämlichen Theilnahme wie sein Gast zu verfolgen.

„Nichts desto weniger, mein würdiger Freund," sagte er, als sie im Schlafzimmer angekommen und er selbst die Armleuchter dort angezündet, „begreife ich nicht, womit Sie sich dies Jahr über, wo jede Spur von Ihnen für uns verloren war, beschäftigt haben."

Der kleine Mann sah ihm heftig ins Gesicht: „Sie sollen es begreifen." Er sprang unter seinen Koffern, Schachteln umher, warf eine über die andere bis er die rechte fand, löste die Bänder und zog etwas Flimmerndes heraus, das er mit triumphirender Miene dem Grafen entgegen hielt.

„Was ist das?“

„Eine Krone.“

Er warf das Kleinod auf einen Stuhl so sorglos, daß es herunter gefallen wäre, wenn der verwunderte Graf es nicht aufgefangen hätte.

„Lassen Sie liegen, es thut nichts,“ sagte der Marquis, beschäftigt einige Mappen mit Landkarten aufzureissen.

„Was ist das?“ rief er, eine davon auf dem Tisch ausbreitend und pochte mit den fünf Fingern darauf.

Der Graf bückte sich: „Die Insel Corsika, wenn ich nicht irre.“

„Sie irren nicht. Verstehen Sie mich?“

„Kaum zur Hälfte mein Freund.“

„Stammen nicht meine Väter,“ hub der Marquis an, „in siebenter Nebenlinie von den Königen von Arragonien, in dritter von den Grafen von Savoyen ab? Daß die von Toulouse ausgestorben sind, daß der Zufall neue Staaten konglomerirte, uraltes Erbrecht unabhängiger Dynasten zurückdrängend, ausschließend, raubt das mir, einem freien Manne, den Muth nach dem goldenen Reif zu trachten, worauf meine Ahnen ein Recht hatten! Der König von Frankreich wäre nicht mehr als ich, die Kaiserin Maria Theresia nicht mehr als ich, wenn das Recht im Laufe der Jahrhunderte nicht der Politik gewichen wäre! Diese Ideen sind nichts vor mir als Gewalt und Schein. Der ärmste Freiherr, dessen paar Hufe Landes die magnetische Kraft seiner mächtigern Nachbardynasten an

sich gezogen, ist in meinen Augen ihr Pair. Kronen können verjähren, aber nicht das geborne Recht sie zu tragen."

„Doch wüßte ich nicht," fiel der Graf mit bescheidenem Lächeln ein, „daß Ihre Familie, deren Ansprüche mir wohl bekannt sind, auch dergleichen auf die Krone Korsika formirt hatte."

„Welche Ansprüche hatte August der Starke auf Polen? Just dieselben habe ich auf Korsika."

„Polen war ein Wahlreich, August schon Souverain."

„Wenn ein Thron vakant ist, eine Krone keinen Kopf findet, auf den sie paßt, warum soll ich nicht den Muth haben, meine Hand danach auszustrecken?"

„Theodor von Neuhofs Beispiel —" sagte der Graf, — „sollte, dünkt mich jeden —" er verschluckte das Wort Abentheurer — „Jedermann davon abschrecken."

„Wer war Theodor von Neuhof?" rief der heftige Marquis. „Ein Abentheurer, ein westphälischer Edelmann, ein Mann, den kein gekränktes Blut nach dem Höchsten trieb! Die Aspekten waren mir günstig, Graf, ich war es mir, unserer Sache schuldig."

„Unserer Sache?" fragte der Wirth.

„Wissen Sie nicht, wem die Korsen," eiferte der Gast fort, „wem, die blöden Großen dieses blinden Volkes, ihren Thron angeboten? Friedrich von Preußen, mein Herr Graf! Fühlen Sie nicht, was es heißt mit dem in die Schranken zu treten, mit dem

als Ebenbürtiger, um das goldene Diadem zu ringen. O hätten wir doch zusammen angefaßt, er links, ich rechts; wer wäre der Stärkere gewesen? Ich hätte nicht losgelassen. Vor einem Nichts falle ich zurück, aber ein Friedrich und wir hätten probiren wollen. Ich bin fürstlich freier Abkunft wie die Burggrafen von Hohenzollern und die kleinen Grafen von Habsburg, romanisches Blut fließt in meinen Adern, ich bin katholisch."

Der Graf befühlte die Krone: „Es ist doch nicht die Reichskrone von Korsika?"

„Ein Symbol."

„Trefflich gearbeitet, aber die Steine sind böhmisch. Mein würdiger Freund, mir kommt die, welche die Korsen bieten könnten, nicht gediegener vor."

„Sie glänzt doch!" rief der Marquis aus. „Was will ich haben? — Schein! — Schein gegen Schein! Wenn es mir geglückt, wäre eine Krone kein Gewicht, in die große Wagschaale geworfen, um den Dunstriesen in die Luft zu schnellen? Graf, Sie sind ein gewitzigter Mann, aber die Phantasie fehlt Ihnen. Ihr romanisches Blut hat zu viel sächsisches Phlegma aufgenommen. Man muß fliegen können, um sicher zu gehen. Friedrich fliegt, wir müssen ihn überfliegen. Es kommt eine Zeit, mein Freund, wo das Sponton und die Kanone nichts sein werden, eine Zeit, die mit Zungen sticht und mit Worten Festungen belagert, eine Zeit, wo die Wolken über unsern Köpfen mit Gedanken schwanger hinziehen und vor dem Heuschreckenschwarm

der Meinungen die Fürsten auf ihren Thronen erbleichen. Die markige Faust des Athleten wird zu schwach sein, um ein bedrucktes Löschpapier zu zerreissen. Manifeste wird man auf die Trommeln spannen, und der Schall fürchterlicher dröhnen als die Posaunen von Jericho. Das ist die Zeit des Scheines, die auf die Zeit der Kraft folgt. Das macht jenen Friedrich siegreich, zieht eine Glorie um seinen Kopf, daß er den Schein zu beschwören wußte, daß er die Meinung für sich hat. Sie glauben an ihn; die Schwachmüthigen sehen in ihm ihren Helden. Aber Triumph über Triumph, Glanz gegen Glanz! Nicht die Bajonette muß man zerbrechen, die Gemüther muß man fesseln, abwenden von ihm, und neue Lichter anzünden bis seines sich darunter verliert, wie ein Stern in der Milchstraße."

Das süße Vertrauen, daß er ein klügerer Staatsmann wäre, als der Phantast neben ihm, strahlte auf der Stirn des Grafen. Er antwortete nicht, er lächelte nur, indem er die Krone wieder behutsam einpackte.

„Zu einer Milchstraße gehören viele — kleine Sterne."

„Ueber den kleinsten Stein fällt ein Riese, ein Irwisch führte eine Armee in den Sumpf, ein kleiner glänzender Stein machte einen großen Dieb — nicht einmal der Staub ist zu verachten, wenn man ihn zu brauchen weiß. Als König von Korsika," sprach er, den Wirth, der, in der Absicht zu gehen, das Licht ergriffen, am Arme haltend — „als König hätte ich

mit dem Papste ein Bündniß geschlossen. Er kriegt den Salzzoll in Bastia und dafür schleudert er den Bannstrahl auf alle Katholiken, die in Friedrichs Heere dienen, die ihm Getreide liefern, die sich zwingen lassen ihm Kontributionen zu zahlen, endlich sogar auf Alle, die die Hände in den Schooß legen. Seine Freikorps gehn nun auseinander, seine Regimenter werden dünner; aus Polen nichts zu beissen und zu brechen; die Cassuben, die Schlesier, die Glåzer stehn auf, der alte Sardinier muß marschiren lassen, Neapel stellt ein Kontingent, die Irländer revoltiren, die Spanier senden eine Armada nach Kolberg — was sagen Sie dazu —"

„Ich erstaune —"

„Sie thun recht daran. Schlafen Sie wohl."

„Hätte ich Schweizer im Dienst würde ich eine Hellebardierwache vor das Zimmer stellen, in dem ein so erlauchter Freund sein gekröntes Haupt niederzulegen würdigt." Der Graf verbeugte sich mit halb komischer Feierlichkeit.

„Es ist nichts. Die blödsinnigen Korsen wollen einen Riesen haben. Sie messen noch nach Ellen ihren König. Unvernünftiges Volk. Die Zeit wird kommen, schlafen Sie wohl. Paoli ist ein Gauner."

Dicht hinter dem hinaustretenden Wirthe verriegelte und verschloß der Marquis sein Zimmer, als wäre er wirklich ein König und die Verschwörung lausche an der Thürschwelle.

In dem behaglichen Schritte, mit welchem der

Graf seinen Rückweg antrat — es sah ihn Niemand — wiegte sich ein stolzes Selbstbewußtsein. Man hätte in dem lächelnden Zug um Lippe und Augen lesen mögen: „Dich übersehe ich;“ aber das Wohlbehagen war tiefer gegründet als im Stolze. Er blieb mehre Mal stehen und wiegte den Kopf; erst als er an die Thür des Zimmers kam, in welchem wir ihn heut Nachmittag in ganz anderer Stimmung gesehen, versuchte er die glatte Stirn wieder in Falten des Ernstes zu legen und den fast jovialen Ausdruck der Augen zurück zu drängen.

Die Damen waren noch beisammen; ein Licht brannte sparsam hinterm Schirme, damit der Strahl nicht durch die Glasfenster den Kranken treffe. Sie waren bei Handarbeiten, obwohl ihre Mienen sagten, daß ihre Gedanken sich ernster beschäftigt als mit den Maschen des feinen Strickzeuges. Amelie war oder spielte, gegen ihre Gewohnheit, die Nachdenkende. Die Blicke der Comtesse strahlten in heiterer Ruhe.

„Sind Sie mit mir unzufrieden, meine Freundin?“ sagte der Graf, neben dem Fräulein Platz nehmend.

„Mit Ihnen nicht,“ war die Antwort.

„Also mit meiner Tochter! Da muß ich wohl die Partie Eugeniens nehmen. Was verbrach das arme Kind?“

„Es war ein Kind.“

„Ein Fehler, der sich wieder gut machen läßt.“

„Wenn es nicht so viel Trotzköpfe in der Welt gäbe.“

„Man muß nur die Mittel verstehn mit ihnen

zurecht zu kommen, liebe Freundin. Meine Tochter ist eigentlich nicht trotzig, sie ist nur eigenwillig, ihr Wille geht immer einen besondern, aber einen Weg, der doch zum Ziele führt. Es ist gewissermaßen unrecht von uns Beiden, wenn wir sie ablenken wollen. Ich bin wenigstens zur Ueberzeugung gekommen, daß Eugenie, wenn man sie ganz sich selbst überließ, niemals fehl ging. Es schien uns nur so, weil wir nicht weit genug voraussahen. Ich mache mir in der That Vorwürfe, wenn ich hie und da eingesprochen, ihrem Vergnügen, ihrer Wahl Hindernisse in den Weg gelegt habe."

„Sie sind doch ein recht kluger Mann, Herr Graf!" sagte das Fräulein ihn anblickend.

Eugenie war aufgestanden und hatte ihre Arbeit zusammengelegt. „Ich darf doch nicht zuhören, wenn Sie mit Amelien über meine Conduitenliste Rath schlagen."

„Und warum nicht, mein Kind? Können wir irgend etwas über Dich sagen, was Du dir selbst nicht schon besser gesagt hättest. Wo Eltern und Kinder auf gleicher Stufe der Ausbildung stehen, sollte überhaupt dies abhängige Verhältniß beim Ideenaustausch ganz fortfallen. Wozu da Gehorsam, wo man sich gegenseitig liebt und achtet? So lange man an Erziehung denken kann, ist das etwas anderes; aber jetzt könnte ich eher, der ich aus einer alten Schule bin, Unterricht bei meiner Tochter nehmen. A propos, was sagte der Doktor von unserm Kranken?"

„Er gab die besten Hoffnungen."

„Und die Medizin hat gut gewirkt?"

„Mit dem Schlaf zusammen fast Wunder," nahm Eugenie das Wort.

„Ich sagte es gleich, mein Kind, der Rückfall war nichts als eine nerveuse Aufregung. Wie erklärlich bei einem so reizbaren Gemüthe unter solchen Umständen! Hast Du ihn gesprochen?"

„Fast eine halbe Stunde vor Essens. Er fühlte sich so gestärkt und wohl, daß er das Bette verlassen wollte. Wir hatten Mühe ihn abzureden."

„Laß mich doch die Medizin einmal kosten. — Trefflich, trefflich! — Eigentlich bist Du sein Arzt, Eugenie, und er wäre der undankbarste Mensch, wenn er in seinem ganzen Leben einen Augenblick das vergäße. Er wird es aber auch nicht, dafür wollte ich einstehen."

„Was wollen Sie, lieber Vater?" rief sie, als der Graf die Gardine an der Alkoventhür etwas lüftete.

„Ihn nur einmal sehen, um mich zu überzeugen, daß deine Phantasie Dich nicht getäuscht hat. — Nein, das ist ein ruhiger, gesunder Schlaf. Wir können unbesorgt sein."

„Ist das Ihre Meinung — ich meine Ihre Herzensmeinung, was man darunter versteht?" fragte die Gesellschafterin, ernst auf ihn zutretend.

„Gewiß."

„Ich meine nicht, ob er krank ist oder gesund, davon verstehen Sie nichts. Aber ob der Marquis der

Mann ist, der ihn vor den Oestreichern beschützen kann und will?“

„Der Marquis ist der Mann dazu.“ Sein zuversichtliches Lächeln schien das Fräulein zu beruhigen. Er küßte jetzt inniger als gewöhnlich Eugenie auf die Stirn:

„Die Väter sind zu beneiden, welchen die Natur solche Kinder gab. Ein weiches hingebendes Wesen, das jeden Wunsch mir ablauschte und nichts thäte, von dem es nicht vorher wüßte, daß es mir gefiele, ein solches Kind wäre nicht mein Stolz. Väter können auch irren und Kinder das Rechte wollen, indem sie ihren Eltern widersprechen. Gute Nacht, Eugenie, und gute Träume. Es kann ja Alles in Erfüllung gehen, was wir wünschen, auch was Du wünschest.“

Man war in dem engern Familienkreise davon überzeugt, daß ein Regenbogen alle Farben enthalte, und daher nicht verwundert, wenn er gestern grau, heut grün und morgen rosa schien. Wenn zwei Feldherrn sich jahrelang gegenüber stehen, sagt Friedrich in der Geschichte seiner Zeit, so lernen sie sich Taktik und Kriegslisten dergestalt ab, daß die Täuschung wegfällt und keiner mehr den Andern überrascht. Aehnlich war das Verhältniß in der gräflichen Familie. Die dünne Staatsklugheit des Grafen hatte alle ihre Kraft gegen die Damen verloren, seine Gründe prallten wie Erbsen aus des Knaben Pustrohr von einem stählernen Harnisch ab, man ließ ihn reden und unterbrach ihn nur, wenn die Laune des Fräuleins Lust daran fand. Wenn ihm

etwas

etwas gelungen, wie vorgestern, dankte er es nicht seiner Kunst, sondern einem mitspielenden Zufall. Die Damen schienen es nicht der Mühe werth zu halten, ein Wort über seine beim Abschied zu verlieren, sie packten schweigend ihre Arbeit zusammen, und wollten sich trennen, als Eugenie plötzlich die Freundin umfaßte und mit einem Tone sehr verschieden von dem vor einem Jahre, sagte:

„Bist Du noch böse?"

„So etwas läßt sich entweder gar nicht vergeben," antwortete Amelie, „oder man muß es als nicht geschehen ansehen. Letzteres halte ich für bequemer, sintemal nichts kluges heraus käme, wenn ich unser ganzes Leben durch mit Ihnen maulen wollte."

„Ich danke Dir für deine vernünftige Gesinnung. Auch haben wir vielleicht noch so viel zu sorgen, daß unser Schutzbefohlener am meisten darunter litte, wenn wir uns voreilig entzweiten."

„Ich sollte glauben Ihr erhabenes Gefühl, oder Ihre reine Begeisterung, wie Sie es jetzt tituliren, wäre durch die Entsagung so stark geworden, daß Sie nun allein Berge versetzen könnten, warum denn nicht einen Lieutenant, daß er in Sicherheit kommt."

Die Gräfin achtete nicht darauf: „Glaubst Du, daß wir uns auf den Marquis ganz verlassen können?"

Amelie sah nachdenklich vor sich nieder: „Eine Adoptivliebe ist ein gebrechliches Ding. Dem Marquis trau ich auch nicht so viel. Vielleicht ist es aber gar

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

nicht mal sein adoptirtes Kind und er bildet es sich bloß ein, wie Sie, Comtesse, sich einbilden etwas Heroisches gethan zu haben. Wie Sie das aufopfernde Entsagung nennen, weil Sie sich vom Grafen übertölpeln lassen, mag es ihm wie Heroismus vorkommen, sich für den Vormund oder Adoptivvater eines Deserteurs auszugeben. Aber bei Licht besehen, ist das nicht so schlimm. Eine Phantasie ist besser als eine Wahrheit! Der alte Narr giebt mehr für das, was er sich einbildet, als was ihm eigen gehört. Wenn nun bei ihm die Phantasie recht heiß geworden, Stephan zu retten, so kostet es ihm auch nichts, dafür durchs Feuer zu gehen."

„Du würdest nicht zweifeln, wenn Du gesehen, wie der alte Mann betroffen, ja gerührt dastand beim Anblick des Kranken. Die Wimpern wurden feucht, er drückte ihm die Hand, er strich ihm das Haar aus der Stirn und hauchte, wie einen Kuß über seinen Mund die aus einer bewegten Brust kommenden Worte: „„Du Kind meiner Ehre!""

„Das kann alles Betrug sein."

„Er sah uns nicht."

„So war es Selbstbetrug. Aber das schadet nicht. Nur ist es ein altes deutsches Sprüchwort, daß man Eisen schmieden muß so lange es warm ist. Die Phantasie ist aber weit weniger geschmeidig als Eisen, und wird bei manchen Leuten weit schneller kalt. Deshalb halt' ich dafür den guten Mann so schnell als möglich

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

ins Gebet zu nehmen und ehe er aus dieser Phantasie zu einer andern übergeht, ihn zu unserm gehorsamen Diener zu machen. Dazu sind wir Beide nöthig und zu diesem Bunde, und zugleich um Ihnen gute Nacht zu wünschen, reich ich Ihnen hiermit, Comtesse, feierlich und freundschaftlichst meine Hand."

Eugenie schlug mit einem schmerzlichen Lächeln ein.

Fünftes Kapitel.

Der nächtliche Besuch.

Der Graf war ein Höfling, alt im Leben und alt in Kabalen geworden. Und doch hatte ihn ein so langes Studium nicht vollkommen gelehrt, Herr über sich zu werden. Er konnte drei hundert sechzig Tage im Jahr seine Miene beherrschen, wenn er traurig war vergnügt, wenn er froh war, verdrüßlich aussehen; aber am hundert ein und sechzigsten wurde die Natur plötzlich Herrin über die Kunst und ein Neuling in der großen, die Menschen aus ihren Gefühlen zu studiren, konnte aus seinem, wie es sich gab, ihn kennen lernen. Solche Augenblicke der Schwäche ließen ihn zweifeln, ob unter dem Monde etwas vollkommen sei.

Wenn er heut Nacht vorm Zubettegehn sich eine Viertelstunde im Spiegel sah, war dies nicht eine thörige Eitelkeit, die er längst überwunden. Er war unzufrieden mit sich, daß, wie er sich auch Mühe gab

die Stirn zu runzeln, die Augenbrauen zusammen zu ziehen, dem Auge einen ernsten Ausdruck zu geben und die Oberlippe über die Unterlippe hängen zu lassen, sein ganzes Gesicht doch einen heitern Ausdruck behielt. Die Runzeln verschwanden, die Brauen zogen sich auseinander, die Lippe wich und das Auge lachte. Er wurde noch unzufriedener, wenn er sich entsann, daß er während des ganzen Abends so freundlich ausgesehen und vermuthlich auch freundlich gesprochen hatte.

„Wo bleibt ein Vertrauen in dieser sublunarischen Welt, wenn wir uns selbst nicht mehr trauen dürfen!“ monologisirte er.

Mit der verdrießlichsten Miene ließ er sich vom Kammerdiener entkleiden; aber als dieser ihm zum letzten Mal im Bette leuchtete, war plötzlich ein so wohlgefälliges Lächeln über seines Herrn Antlitz ausgegossen, daß der Diener von diesem ungewöhnlichen Phänomen fast erschreckt zurückfuhr.

„Wann befehlen Sie daß ich morgen —“

„Wann Du willst“ — unterbrach ihn der Graf. Daß der Wille des Kammerdieners beim Aufstehen seines Herrn in Betracht käme, war, wenn es auch, wie in der ganzen Welt, so in Meroni's Hause, mitunter vorkam, doch etwas, das weder dort noch hier jemals mit Worten ausgesprochen worden. Der Kammerdiener ging kopfschüttelnd hinaus.

Der Graf horchte, wie er Thüre um Thüre zuklinkte, er glaubte bei der tiefen Stille seine Schritte

selbst noch zu hören, als er die Treppe hinauf stieg, obgleich sein Verstand ihm hatte sagen müssen, daß dies unmöglich sei. Er fühlte daß Jemand über den Hof ging und am Brunnen plumpte, im nächsten Augenblick war er bei sich gewiß, Eugenie lege sich zu Bette und schüttele die Eiderdaunen zu Füßen, sie machte jetzt das Licht mit der Putzscheere aus; er hörte die schweren Tritte des Nachtwächters vom Neuen Markte her und als es jetzt Mitternacht schlug, unterschied er jeden Metallklang von der Frauenkirche, der Kreuzkirche, dem Dom und selbst aus der Neustadt über die Elbe her. Die Glockenschläge waren ein Zauberspiel, sie wollten nicht aufhören, die Luft, die Nacht lebte, er fühlte sich in seinen elastischen Kissen gehoben, als schwebe er auf den Frauenkirchthurm und blicke in den Sternenhimmel und durch die weggenommenen Dächer in die Häuser seiner Dresdener Freunde und Feinde. Graf Meroni, in seiner Jugend wie in seinem Alter ein besonnener Mann, hatte so wenig den Wein, als phantastische Ideen geliebt. Und doch kam er sich jetzt wie trunken vor, oder hatten ihn die Phantasmen des Marquis angesteckt? Er rieb sich umsonst die Augen, es führte alles um ihn her einen lustigen Reigen, er zwang sich zur verdrießlichsten Miene, aber aus dem Toilettenspiegel, den er sich wieder vorhielt, nickte ihn wieder ein innig vergnügtes Gesicht entgegen.

Es war etwas ganz wider sein Erwarten und Verhoffen eingetreten. Die Lust über dies Etwas war

der Rausch, der die Pulse des alten vernünftigen Mannes trieb, und Wille und Verstand suchten ihren Aerger darüber durchzukämpfen, daß es so unerwartet, so unverhofft eingetreten war.

Er zwang sich, die offenen Augen starr auf einen gleichgültigen Gegenstand gerichtet, die ungebetenen Phantasiebilder zu verscheuchen. Es gelang. Der Spiegel, den er zum dritten und letzten Mal vorhielt, sagte ihm zu seiner Zufriedenheit, daß er wieder eine unzufriedene Miene machen konnte, und aus der angenommenen Miene entwickelte sich eine Stimmung. War nicht, worauf er Jahre lang hingearbeitet, was seine Klugheit heut durch einen glänzenden Sieg errungen, mit einem Male unnütze Mühe geworden? Leeres Stroh dreschen ist eine unschädliche Beschäftigung. Eines Feindes Getreide ausdreschen, in der Meinung es gehöre uns, ist schon verdrießlicher. Aber mit Sorge und Noth ein Magazin ruiniren, damit der Feind in der Festung verhungere und dann den Platz vertauschen und selbst die entblößte Festung vertheidigen müssen, ist etwas, was man sich nicht vergiebt. So ungefähr dachte oder sprach der Wirth des Hauses, um sich in eine unangenehme Stimmung zu versetzen. Erst das letzte Gleichniß brachte ihn auf einen Gedanken, der traf. „Wenn sie nun eigensinnig bliebe!“ Er hatte tausend Gründe zugleich zur Hand, sich vom Gegentheil zu überreden, er lächelte über den Einwand, und doch, wenn er jetzt den Spiegel genommen, hätte er zu seinem Schrecken diesmal gesehen, daß unwillkür-

liche Runzeln sich auf der Stirne lagerten, das Auge ernst geworden war und seine Zähne die Unterlippe bissen.

Der heraufbeschworene Ernst folgte ihm bis in den Schlaf. Er haßte die Träume, wie der von ihnen Gejagte die Furien. Sie faßten den phantasielosen Mann; aus einer Umarmung eines Schreckbildes flog er in die andere. Die Angst stieg in dem Grade als das Wohlbehagen vorhin im wachen Zustande Herr über ihn gewesen. Ein Schloß mit hundert Thürmen, das er selbst erbaut, lastete auf ihm, er fühlte jeden Stein, den er vorhin zugetragen, er ächzte erstickend, er schrie um Hülfe und schleuderte, in Todesschweiß sich aufrichtend das Deckbette fort.

Die Frauenkirche schlug eben drei Uhr, es war hell im Zimmer und vor seinem Bette stand, eine so sonderbare Gestalt, daß sie in mährchenhaftere Träume, als seine gepaßt hätte. Im flatternden Nachthemde, bloßen Beinen, die Mütze vom kahlen Scheitel gefallen, in der Hand einen Armleuchter grinste ihn der Marquis an. Er mußte selbst eben aus dem Bette gesprungen sein, sich nicht Zeit genommen haben einen Schlafrock umzuwerfen, und doch durch mehrere Zimmer und einen Corridor gelaufen sein. Was bewog ihn zu diesem außerordentlichen Besuche, wie war er hergekommen? Untersuchungen, zu denen der Graf in diesem Augenblicke von halbem Wachen und ganzem Entsetzen, nichts weniger als fähig war, denn er hatte

nur ein Gefühl, das ihn ganz übermannte — Grauen und Entsetzen.

„Was wollen Sie?“ schrie er mit aller Kraft, deren seine Stimme fähig. Er wäre aufgesprungen und hätte den nächtlichen Besucher an der Gurgel gefaßt, mit dem Aufwande von Muth, dessen grade ein Furchtsamer in Augenblicken der Art fähig ist, hätte dieser nicht vermöge seiner Stellung auf einen Angriff vorbereitet geschienen.

„Ermuntern Sie sich —“ sprach der Marquis.

„Es brennt!“ fragte jener rasch aus den Regionen rein phantastischer Träume in eine nähere Möglichkeit übergehend.

„Noch nicht, aber es steht ein Gewitter über unsern Köpfen, es könnte einschlagen. — Es ist Ernst — Stehn sie auf.“

Der Graf war aufgestanden. Während er, schlaftrunken, noch immer befangen von den Traumbildern, in die Kleider fuhr, spazierte der nächtliche Gast mehr rennend als gehend, die Stube auf und ab. Die kleine nicht schöne Gestalt, in einem zerknitterten Hemde, wie sie, die Arme auf dem Rücken, in immer hastigern Sprüngen, die Zimmerlänge maas, hatte etwas gespenstisches. Der Marquis ging nie anders als ein Bein über das andere setzend. Hatte dieser Kreuzschritt bei seinen unverhältnißmäßig kleinen und zierlichen Füßen schon, wenn er im Hofkleide war, etwas seltsames, so steigerte sich diese Seltsamkeit jetzt zum Widerwärtigwunderbaren. Immer hastiger, und doch

dabei zierlich abgezirkelt, flogen die nackten Füße über einander und der Graf, dem es unheimlich überlief, stand in der Erwartung, daß er wie ein Kobold einmal die Wand hinaufspatzieren möchte. Aber er kehrte jedesmal ebenso geschickt um, als er scheinbar blind drauf zurannte. Jemehr der Graf, Traum und Schlaf abschüttelnd, von der Identität seines Gastes und seines Freundes überzeugt wurde, sah er, daß diesen eben so wenig ein mondsüchtiger Anfall hergetrieben, als daß ein Gewitter am Himmel stand. Es war todtenstill, nur der Nachtwächter ließ sich vernehmen und die Oestreichische Ablösung vom Pirna'schen Thore her.

„Sind Sie fertig?" fragte jetzt der Marquis in weit ruhigerm Tone, als man bei seiner heftigen Sprechweise gewohnt war. „So nehmen Sie Platz, ich trage Ihnen vor und Sie entschließen sich."

„Um des Himmels Willen, würdigster Freund, Sie erkälten sich."

„Das thut nichts zur Sache."

„Aber für die Folge."

„Wenn die Wache unsere Thür erbricht, zieht man nicht erst Hosen an, um zum Fenster hinauszuspringen."

„Ich will nicht hoffen — fuhr der Graf auf — es ist ja ganz ruhig im Hause."

„Ob es aber bleiben wird!" Indessen zog er den Pelz, den der Graf ihm aufgedrungen, mit einer Ruhe an, welche den Wirth ebenso wegen der etwaigen Gefahr beruhigen konnte, als sie ihn wegen des Aufschubs der erwarteten Mittheilung peinigte. Sie

hatten sich kaum auf die Ottomanne gesetzt, als es auf dem Hofe lebendig wurde. Man zog Wagen aus der Remise, Stallknechte fluchten, des Jägers verdroßne Stimme ließ sich hören.

„Müssen Sie fort, Marquis?"

„Noch eh' der Tag anbricht."

„Was ist vorgefallen, seit Sie sich einschlossen, es sind kaum ein Paar Stunden her, es ist kein Courier angekommen. Es klopfte nicht ein einziges Mal an die Hausthür. Sie haben geträumt."

„Ist das Alltagsleben wahrhaftiger als ein Traum?"

„So haben Sie geträumt von Gefahr."

„Er soll gerettet werden."

„Wer?"

„Etienne."

„Darüber waren wir schon gestern einverstanden."

„Ich bin mit nichts einverstanden, was Sie gethan haben, Graf. Sie haben lavirt. Man muß nicht laviren, wenn Sturm ist. Das Schiff liegt nun im Feindeshafen. Hinaus im Dunkel der Nacht, ehe die Batterieen uns empfangen."

„Haben Sie sich mit den Oestreichern überworfen? Wollen Sie zu den Preußen?"

„Halten Sie mich für ein schwankendes Rohr?" fuhr der Marquis auf, und hielt seinen rechten Arm fest ausgestreckt vor sich hin, um zu zeigen, daß er nicht schwanke. „Mögen Sie Ihren Verkehr mit dem Kurfürsten von Brandenburg bei sich verantworten, ich hasse den Monarchen, sein Zwergreich, sein Volk von

Pilzen, aber mein Sohn ist hier verloren. Die Oestreicher verstehn keinen Spaß, die Klinkauf kann nicht schweigen, was gestern um neun Uhr dreizehn Weiber wußten, weiß heut morgen um acht Uhr die Stadt und dreizehn Dörfer. Er muß hinaus sein, ehe die Friseure umher laufen."

„Aber bester Freund, die Damen drüben halten unsern Kranken und den Preußischen Husarenoffizier für zwei verschiedene Personen. Dieser ist über alle Berge, der Kranke ist Ihr Sohn, den Sie vorausgeschickt, den wir, der Preußen wegen, bis dahin sorgfältig verborgen haben."

„Wissen Sie, was die Klinkauf träumt, was ihr die Piquedame sagt, was sie im Kaffegrunde liest, was ihr im Ohr klingen kann? Eines Menschen Leben auf einer Weiberzunge ist nicht mehr als der Schatten eines Rauches. Er muß fort, noch diese Nacht. Es kommt nur darauf an, wohin."

„Sie exponiren ihn einer Lebensgefahr."

„Er ist frisch und munter. Ich habe eben bei der Comtesse angeklopft —"

„In diesem Costüm?"

„Uebermorgen kann er schon reiten; heute wird er noch in Kissen eingepackt. Nach den Pässen ist geschickt. Die zweite Frage ist nur, bleiben Sie hier, oder kommen Sie mit? Ich bitte Sie um letzteres."

„Bei alledem begreife ich Ihre heutige Sorgfalt nicht. Sie konnten sich ein Jahr lang nicht um ihn kümmern, Sie ließen es zu, daß er im feindlichen

Heere unter einem verhaßten Könige diente, Sie wußten kaum, wo er war —"

„Habe ich denn nicht etwa für ihn gearbeitet? wäre ich König von Korsika geworden, so wäre er Kronprinz."

„Ob die Korsen diese Adoptivkindschaft hätten gelten lassen, wie wir in niedrigern Sphären, wo das Machtwort eines Reichsoberhauptes die schwachen Bande des Blutes verstärken kann!" warf wieder mit satirischer Miene der Graf hin.

„Nicht gelten lassen!" fuhr der Marquis auf. „Kennen Sie die corsikanischen Gesetze, die Arragonischen Statute?" In einer langen erhitzten Rede, setzte er ihm die Erbrechte der Königreiche Kastilien und Leon, Navarras, Arragoniens und Portugals auseinander und zählte ihm alle Fälle auf, wo natürliche Söhne ihren Vätern succedirt sind. Dann folgte eine ebenso eifrige Strafrede gegen die Germanischen Erbrechte und gegen die Linearsuccession. Er schmähte den blaßblauen, kaltblütigen Norden, der die Gesetze der Natur und des warmen Blutes nicht anerkenne, und schloß damit, daß er den Grafen dringend aufforderte, sich anzuziehen.

„Die kurze Frage ist, wollen Sie die Partie oder nicht? Entscheiden Sie sich. Hier sind ihre Beinkleider."

Es lag etwas so entschiedenes in den Worten des Marquis, daß der Graf, der offenen Widerstand nie=

mals liebte, sich gedrungen fühlte, seinem Verlangen nachzugeben.

„Aber Sie selbst, theurer Freund?" sagte der Graf bei dem anempfohlenen Geschäfte.

„Sie können sicher sein, für den Fall daß ich sterbe, ist mein Testament gemacht. Er ist Universalerbe, aber wissen soll er's noch nicht, er soll es verdienen. Ich will ihn zwingen — zwingen zur Vernunft."

„Wenn nur das Testament bei einem sichern Gerichte deponirt ist, mein Freund. Bei dem Hofkriegsrathe in Wien wäre es eine misliche Sache bei dem gegenwärtigen Status unseres — Schützlings."

„Das thut nichts; er kriegt's ohnedies, er ist mein Sohn."

„Daß er Ihr leiblicher Sohn ist habe ich seit gestern vermuthet, aber Söhne dieser Art, mein verehrtester Freund — unsere Gesetze mögen schlecht sein, nordisch und das Blut nicht gehörig berücksichtigen, indessen —"

„Er ist auch, bei Licht besehen, mein legitimer Sohn, aber schnell, daß Sie fertig werden. Ich höre schon die Damen."

Der Graf war, ohne daß ihm ein Kammerdiener half, schon bis zum Zuknöpfen der Weste gediehen, als der kleine Mann die Arme verschlungen, noch vor ihm perorirte:

„Es ist gut, daß sie sich lieben; was der Vater nicht vermochte, wird ihr gelingen — ihn auf den

Weg der Ehre zurück zu führen. Ich bitte Sie, wie kann man den König von Preußen lieben?"

„Ich liebe ihn nicht, mein Freund, er hat meine Erwartungen getäuscht, allein ich fürchte, wir täuschen uns auch, wenn wir auf Eugeniens Beistand rechnen. Sie wird uns nicht die Hand bieten."

„Sie muß wollen. Wir haben zu wollen, Weiber nur zu müssen."

Der Graf zuckte die Achseln: „Wenn sie nun selbst den König von Preußen liebt?"

Der Marquis stand einen Augenblick wie betroffen. Es zückte über seine Lippen und leuchtete aus seinen kleinen Augen, gewöhnlich das Anzeichen, daß eine neue Vorstellung die vorige verdrängte; dann tauschte er plötzlich seine Positur, die Miene wurde eine andere, und auch der Ton der Stimme war es, als er leicht und heiter plötzlich anhub: „desto besser! Wissen Sie was? Er soll ihn auch lieben. Wir lassen ihn bei den Preußen. Er zeichnet sich aus, er avancirt. Muth fehlt ihm nicht, eine schöne Gestalt gab ihm die Natur, adligen Sinn sein Vater, Geld soll er haben, um sich wie ein ungarischer Magnat von Kopf bis zur Zeh in Gold zu kleiden, die schönsten Pferde, Kopf hat der Junge. Er avancirt vom Rittmeister zum Major, Obrist, vielleicht schon General — doch besser bis nachher. Er hat dem Könige das Leben gerettet, er muß es noch einmal thun, ein drittesmal. Eine Schlacht, wo Alles auf dem Spiel steht. Dem Könige wird sein Pferd unterm Leibe erschossen, er

giebt ihm seines. Friedrich ist in Gefahr gefangen zu werden, Etienne deckt ihn mit seinem Leibe wie der Rittmeister Prittwitz bei Kunersdorf. Er sammelt die Husaren, macht eine Attaque, schlägt die Sieger, rettet die Schlacht, Friedrich fällt ihm um den Hals, die Generale stehn mit abgezogenem Hut da: „„dieser Mann hat den Staat gerettet, meine Herrn““ sagt der König —“

„Und?“

„Das Uebrige steht bei uns. Er ist dem Könige unentbehrlich; wir haben über ihn zu disponiren. Was sagen Sie dazu?“

„Ich bewundere diesen außerordentlichen Plan, meine aber, daß wir vorerst mit aller unserer Sorgfalt Ihren kleinern früher gefaßten, dem ich diesen nächtlichen Besuch verdanke, ins Werk setzen, nämlich ihn sicher und gesund aus der Stadt zu schaffen.“

Der Marquis nickte billigend mit dem Kopfe und fuhr zur Thüre hinaus, denn die Damen verkündeten schon ihre Ankunft im Vorzimmer. Der Graf hatte nicht Zeit zu überlegen, ob der Plan des Marquis aus einer Grille entsprungen und ob er es bei sich rechtfertigen könne, ihm beizutreten, indem Eugenie, reisefertig angezogen eintrat und ihm die Hand reichte:

„Es wird so am besten sein lieber Vater.“ Ihr Gesicht strahlte von der ersten Morgenfrische.

„So scheint Alles ohne mich nicht allein beschlossen, sondern schon ausgeführt. — Wohin reisen wir denn?“

Doch

„Doch nur nach unsern Gütern in der Lausitz. Wir sind alle einig, Amelie, der Marquis, ich, daß es nothwendig war.“

„Und Dein Freund, liebes Kind — vorgestern noch war die Reise sein Tod —

„Sehen Sie ihn selbst“ — antwortete sie lachend und öffnete die Thür.

In den Saal, wo unter Ameliens Aufsicht Kisten, Schachteln und Koffer gepackt und gebunden wurden, war der kranke Offizier, vom Jäger geführt, getreten. Die entwichene Krankheit war wohl noch in der blassen Farbe, in den gläsernen Augen zu erkennen, aber seine aufrechte Haltung, sein fester Blick, die Röthe der Lippen sprachen von einer glücklichen Genesung. Der Graf wollte ihm entgegen springen, aber die vielen Lichter und die offenen Gardinen erschreckten ihn. Letztere mußten erst zugezogen und einige Lichter ausgelöscht sein, ehe er den Jäger von seinem Platz verdrängte, und selbst den jungen Offizier unter den Arm faßte.

„Sie sind zu gütig Herr Graf,“ sagte dieser und folgte ihm nach dem Sopha. „Ich hoffe Ihnen bald keine Sorge mehr zu machen.“

„Sie sind wunderbar seit vorgestern zu Kräften gekommen.“

„Wenn ich nicht Alles der liebenswürdigen Pflege in Ihrem Hause verdanken soll, so bekenne ich, daß die Erscheinung meines väterlichen Wohlthäters sehr günstig gewirkt hat. Aber es war ja auch nur ein

nerveuser Rückfall, der billig so schnell vergehen mußte, als er gekommen war. Ich war es meinem Vaterlande und meinem Könige schuldig, nicht länger krank zu sein."

„Reden Sie davon nur jetzt nicht, mein theurer junger Freund. Ehe Sie nicht vollkommen hergestellt sind, ehe nicht Alles zwischen uns," setzte er leiser hinzu, „ausgeglichen ist, lasse ich Sie nicht aus meiner Familie. Ja ich möchte Sie eigentlich niemals entlassen. Wer sich in solchen Stunden der Gefahr kennen gelernt, ist eigentlich für das Leben verbunden."

Es war mehr zu thun, mehr zu besorgen, als man erwartet. Das Wichtigste war über Nebensachen vergessen, die Commandanturpässe verspäteten sich, die Postpferde waren falsch bestellt, und das helle Sonnenlicht eines kalten Herbstmorgens schien bereits über die Dächer der Moritzgasse bis auf das Straßenpflaster, ehe die drei Reisewagen bespannt und bepackt waren. Das Aufsehn, die Augen der Neugierigen peinigten den Grafen. Seine Blicke schalten Eugenien, Amelien, die Dienerschaft, den Marquis, dessen Ruhe, mit der er den Kaffe trank, ihm unbegreiflich dünkte. Er schien nur mit einem zufrieden, mit dem Kranken, und verdoppelte seine Sorgfalt und Theilnahme für ihn in demselben Maaße, wie er ihm vielleicht früher das Gegentheil merken lassen. Endlich bliesen die drei gelben Postillione, man sprang auf und dachte doch jetzt erst daran, wie man sich in den Wagen vertheilen wolle.

„Der Kranke kommt in meine Equipage, sie ist die bequemste,“ sagte der Marquis; „aber er bedarf weiblicher Pflege und Gesellschaft.“

„So tauscht meine Tochter gern mit Ihnen den Platz, Sie kommen zu mir,“ sagte der Graf.

Mehr mit einem Blick, als mit Worten, aber einem Blicke, der bis dahin im gräflichen Hause als letzte Autorität gegolten hatte, entschied sich Eugenie dagegen. „Amelie wird mit dem Lieutenant fahren. Sie weiß besser, was er nöthig hat.“

Die Jäger öffneten die Flügelthüren, und bald darauf die der Reisekutschen. Der Genesende saß in seinem Wagen und Amelie schlug die Thür hinter sich zu. Fast im nämlichen Augenblicke war aber auch Jemand herzugestürzt, dessen Erscheinen etwas früher sehr unwillkommen gewesen wäre. Der Marquis winkte, sobald er das Fräulein von Klinkauf in der Hausthür sah, seinem Kutscher einen Befehl zu, den dieser verstand und einen stummen Gruß Amelien, den diese ebenso verstand. Der erste Wagen rollte schon dem neuen Markte zu, und der Marquis war im Begriff, zum Grafen einzusteigen, als die Klinkauf seine Hand ergriff: „Was bedeutet das?“

„Wenn Sie mit mir einsteigen wollen,“ entgegnete er mit wichtiger Miene, „kann ich Ihnen Dinge vertrauen, über die Ihnen die Haare zu Berge stehen sollen.“

Dies schien der Dame doch zu viel gefordert, in-

dem sie das reisemäßige Ansehn der Wagen betrachtete. „Was kann das sein? — Sie verlassen Dresden.“

„Wohl dem, der Dresden jetzt verlassen kann!“

„Sie meinen wegen General Wunsch und Finck.“

Der Marquis blickte gen Himmel, aber nur um den Augenblick zu ersehen, wo er auf gute Manier in die Kutsche springen konnte. Seine Miene mußte etwas so unwiderstehliches haben, daß die Dame selbst eine machte, ihm zu folgen, auf die Gefahr, bis zur nächsten Station mitgeschleppt zu werden. „Was haben wir zu fürchten?“

„Alles!“

„Von Friedrich?“

Der Marquis nickte.

„Wer ist der Kranke?“ fragte sie, seine Hand pressend. Er zuckte mit den Achseln. „Ich lasse Sie nicht fort, Marquis. Wer ist der Kranke?“

Der Marquis sah sich nach Hülfe um. Plötzlich zeigte er mit dem Zeigefinger auf einen Mann, der aus einem der äußersten Häuser der Straße nach dem Pirnaschen Thor zu trat, und mit den Worten: „Fragen Sie den. Er weiß Alles“ saß er im Wagen.

„Herr Rabener! Ist es möglich!“ rief die Klinkauf. Der Marquis nickte feierlich aus der Kutsche und diese rollte noch mit offenem Kutschenschlage fort, während die Klinkauf mit ausgebreiteten Armen dem angezeigten Manne entgegen eilte.

Sechstes Kapitel.

Das Auerhaus.

Was Rabener geantwortet, als ihn das Fräulein Klinkauf am siebenten September 1759 Morgens in der neunten Stunde nach dem Inhalt der fremden, eben durch die Morizstraße nach dem Elbthor fahrenden Kutsche, gefragt, davon geben weder die Dresdener Chronik, noch Rabeners Schriften Nachricht. Befand sich unter letzteren eine Notiz darüber, so ist sie bei dem Bombardement, welches ein Jahr später die Morizgasse und mit ihr Rabeners Haus und darin seine eben zum Drucke fertigen Satiren, in Schutt und Asche verwandelte, mitverbrannt. Annehmen läßt sich, daß er sehr verwundert das Fräulein angehört, seine Unwissenheit betheuert, und gewiß ist, daß er aus der Unterredung keinen Stoff zur Satire geschöpft haben wird, denn das Fräulein war von Adel und kam an Hof, Rabener aber war bürgerlich, und nur bei der

Steuerkontrolle angestellt. Die respektvolle Zeit überließ es einer Generation, welche damals noch in den Windeln lag, ihre Narren und Bösewichter in den höchsten Klassen der Gesellschaft zu suchen, und Rabener war, wie billig ein Mann seiner Zeit.

So viel weiß man aus gelegentlichen Aeusserungen der Klinkauf, daß er die Abwesenden vertheidigte, daß er eben sowohl die mögliche Absicht der gräflichen Familie, das Fräulein zum Besten zu haben, als staatsverrätherische Geheimnisse in Abrede stellte. Er lobte die Munterkeit des Gesellschafts-Fräuleins, „welche ihrer Zunge nur zuweilen etwas allzuviel Freiheit lassen dürfte, jedoch unbeschadet ihrer stets achtbaren Gesinnung," und rühmte die Kenntnisse des jungen preußischen Offiziers, welcher, so viel ihm vertraut worden, die Zeit seiner Genesung zu schriftlicher Darstellung seiner Jugendgeschichte benutzt habe. Nur von der Comtesse konnte er sich nicht entheben zu äussern, daß sie etwas excentrisch denke und handle. Was aber diese Mittheilungen verdächtig macht, ist der Umstand, daß er auch des „großen Friedrich" erwähnte; eine Aeusserung, welche ihm die Klinkauf nie vergeben mochte, weshalb man annehmen darf, daß sie dem Dichter lästerliche Gedanken in den Mund gelegt, welche seinem bescheiden vorsichtigen Sinne fremd waren.

Der Kranke in der Kutsche des Marquis sah, als der Wagen über die Elbbrücke rasselte, mit wehmüthigen Blicken auf die herrlichen Ufer des breiten Stromes. „Wird Friedrichs Adler noch einmal auf diesen

'Kabale u. Liebe'.

Bastionen wehen, oder ist sein stolzer Fittig durchschossen und sein Flug geht abwärts?" fragte sein trübes Auge, als er, so lange es ging, nach der verschwindenden Elbbrücke zurücksah. „Vorsicht!" stieß ihn seine Nachbarin an, als sie sich dem japanischen Palais und der östreichischen Thorwacht näherten. „Es dürfte sie ein Feind erkennen." Sie wurden am Thore aufgehalten, aber die Schildwacht, der bärtige Feldwebel und der wachthabende Offizier waren mit ihren langwierigen Dienstfragen und Notaten minder gefährlich als das eine Fräulein Klinkauf.

„Aloysius Stephan Xaver, Marquis von Cabanis, Ritter eines päpstlichen Ordens, Kammerherr des Königs von Sardinien," und einige andere Lehns- und Ortstitel hinterher, erfunden oder wirklich, tönten so befriedigend in das steiermärkische Ohr, daß der Offizier auch ohne die genügenden Papiere zu wohlwollender Bereitwilligkeit geneigt gewesen wäre. Ein kranker Sohn, der in die Bäder geschafft werden solle, galt dem Oestreicher für einen genügenden Grund, weshalb ein vernünftiger Mensch reisen kann, und ein Graf, der von der Residenz auf seine Güter ging, war ebenfalls in der Ordnung.

Eugenie athmete freier als die letzte Bastion hinter ihnen lag, und die Postzüge in munterm Trabe durch die fruchtbare Ebene des Weichbildes den östlichen Höhen zueilten. Als sie langsam durch den Hohlweg hinauf fahrend zum letzten Mal die Kuppel der Frauenkirche und den katholischen Dom tief unten im Herbst-

nebel des Thales verschwinden sahen, ging ihre Aufregung in eine stille Wehmuth über. Hier durften, selbst wenn die Glocken der Residenz Sturm läuteten, keine nachgeschickten Patrouillen sie einholen. Sie zog den Schleier dichter herab und drückte den Kopf in die Wagenecke, ein Zeichen, daß sie nicht gestört sein wollte. Kaum bedürfte es desselben; da ihre Kammerjungfer durch lange Diensterfahrung zur Schweigsamkeit, in Gegenwart der Gebieterin, angewiesen war.

Im Jahre 1759 führte noch keine Chaussee wie heut in der Richtung nach Großenhayn, durch den anmuthigen Laubwald. Die Sonne des Herbsttages brannte schon heiß herab, als die Reisenden erst die schilfreichen Teiche vor Schloß Moritzburg und dessen Thürme zu ihrer Rechten ließen, und als sie die bescheidene im duftigen Walde versteckte Schenke, das Auerhaus genannt, erreichten, bedurften nicht allein die Postpferde, sondern auch die Reisenden schon der Erholung und Erfrischung. Stephan hatte die Kissen und Pelze allmälig abgeworfen und fühlte sich so stark, daß er selbst die Unterstützung zurückwies, als er den Versuch machte zu gehen. Amelie geleitete ihn, während Eugenie bei dem Vater blieb, scheinbar achtlos, und doch kamen die Spaziergänger ihr keine Minute aus dem Auge.

„Unbesorgt!“ rief der Marquis dem Grafen zu, indem er ihn einige Schritte abwärts zog — Beide waren in einem Wagen gefahren — „Unbesorgt, sie läßt nicht von ihm.“

„Sie kennen Eugenien nicht.“

„Aber die menschliche Natur und des Weibes Gemüth. Sie hat ihn gehegt und gepflegt, sie war seine Wohlthäterin, seine Retterin; er kann undankbar werden, aber sie nimmermehr den vergessen, der, wie er ist, ihr Werk ist. Das Gedicht liebt nicht den Dichter, aber der Dichter das Gedicht.“

Der Graf wiegte lächelnd den Kopf, während der Marquis ein Glas Landwein, das ihm der Auerwirth demuthsvoll gereicht, auf der Zunge prüfte und dann in rascher Aufwallung dem bestürzten Manne über den Kopf goß.

„Ist es möglich, daß man diesen Krätzer Wein nennen kann!“

„Ländlich, sittlich!“ meinte der Graf, und wollte den Wirth befriedigen, was aber der Marquis nicht zuließ. Indem er ihm einen Speciesthaler in die Mütze warf, schien er sich das Recht zu erkaufen, ihm eine Strafrede zu halten, die anfänglich gegen das saure Getränk, dann gegen allen Landwein, gegen die Weinbauer in Sachsen, gegen die Regierungen, die hier Weinberge duldeten, endlich gegen alle Länder, wo die Sonne nicht so warm schiene, um die Trauben zu reifen losging. Als er mit einer lebendigen, vielleicht übertriebenen Schilderung der südlichen Vegetation dergestalt schloß, daß dem Zuhörer bei einiger Einbildungskraft die Fichten umher zu Oliven, die Buchen zu Feigenbäumen, die Eichen zu Palmen, die Nesseln zu Aloen und die hölzernen Pferdekrippen zu weinumrankten Ulmen werden konnten, war der Gene-

sende wieder an die Gruppe getreten. Er nickte lächelnd mit dem Kopf und eine Röthe zog über das bleiche Gesicht.

„Ist's nicht so, Etienne?“ fragte ihn der Marquis.

„Ich denke weniger an die Wunder, die ich im Süden gesehen, als die ich ehemals vom Süden geträumt,“ entgegnete der Offizier. Die Sonnengluth läßt sich angenehmer von der Ferne aus denken, als in der Nähe genießen. Ich meinte als Kind, der Mensch könne nur unter den Orangenhainen Sorrentos und den Olivenwäldern von Languedoc glücklich sein. Doch seit ich die zerlumpten Bettler mit den verkohlten Augen in der schattenlosen Kampagna gesehen, und das ausgebrannte Geschlecht, das mit brennenden Blicken zwischen den trockenen Olivenwäldern des sonnenverbrannten Südfrankreichs schleicht, weiß ich erst einen deutschen Wald, mit seinem schwellenden Moosteppich, seinem feuchten Grün, unter dem lichten Herbsthimmel zu schätzen. Ja, wenn ich an die Mittagsstunde in den hesperischen Gärten denke, ist mir die Erinnerung an einen brandenburgischen Kiefernwald, wo die Sonne das Harz aussengt und der Flugsand schuhtief zu Staub gebrannt ist, eine wohlthätige Erinnerung. Es weht doch immer ein Luftzug in den hohen Kieferwipfeln und sie reden eine Sprache, die wir verstehen.“

„Eine italiänische Gegend muß man nur bei Sonnenuntergang sehen,“ warf der Marquis rasch ein.

„Ganz Italien, mein' ich, ist ein Sonnenuntergang,“ sprach Stephan.

„Die Sonne kann wieder aufgehen.“

„Sie ist eine heidnische Göttin, die man dort nicht anbeten darf.“

Der Marquis, in Gedanken vertieft, antwortete nicht. Stephan fuhr fort:

„Es ist allüberall dort Mitternacht und hier allein ist Morgen. Nur hier weht der frische Geist der Wissenschaft und Humanität, und selbst die Kunst will ihre uralten Sitze von Athen und Rom nach unserm kalten Norden verlegen. Ich bin gewiß in Sanssouci und Charlottenburg Schätze zu finden wie in Florenz.“

„Sind Sie auch der Meinung, Comtesse, wie unser Enthusiast?“ fragte der Marquis.

„Ich traue darin Friedrich wenig Geschmack zu,“ sagte Eugenie. „Ich sah ihn als er die Dresdener Bildergallerie zum ersten Mal besuchte, und man mußte sich wundern, bei welchen Schildereien der große Mann verweilte, während er beim Rafael und den Correggios vorüber ging.“

„Von daher,“ bemerkte lächelnd der Graf, „schreibt sich Eugeniens Widerwille gegen den Monarchen. Sie ereiferte sich so öffentlich über seinen schlechten Geschmack, daß selbst unsere Hofdamen es für nöthig hielten, für das gekrönte Haupt Parthei zu nehmen —“

„Aus Besorgniß —“ fiel Amelie ein — „daß im Ganzen der schlechte Geschmack darunter leiden könne.

Wie sollte ohne ihn ein Hof bestehen!" Der Offizier nahm wieder das Wort.

„Hätte Rafaels unsterbliche Hand statt der Madonna die Tugenden versinnbildlicht, welche der Große verehret, er würde davor so lange verweilt haben, als der Gallerieinspektor für nöthig hält. Was kümmern ihn und uns die Heiligen und Märtyrer. Sie passen so wenig für uns als ein wunderthätiges Muttergottesbild in diese alte Buche. Mögten Sie sich vorstellen, daß solch ein kleines, häßliches, geschwärztes Bild in dieser Rinde stecken könnte, und die Landleute von nah und fern her wallfahrten kämen, und die Pilger hier rutschten, knieten, sich segneten; daß Wachslichter brennten, Chorhemden umherzögen, Weihrauch duftete, Votivtafeln umherhingen und Tausende sich zu Boden würfen, um den Segen eines Priesters zu empfangen. Möchten Sie sich das vorstellen?"

Es fehlte nicht viel, so hätte der lutherische Auerwirth, der vorhin die Weintaufe von seinem herrschaftlichen Gaste demüthig hingenommen, bei dieser beleidigenden Vorstellung sich vor Entsetzen gekreuzt. Dem Marquis entging es nicht, wie er unwillig den Kopf schüttelte und der Graf seine Augen niedersinken ließ, eine Bewegung, die andeutete, daß der Hofmann viel sagen könnte und nichts sagen wollte. Cabanis Gedanken hatten mit Blitzesschnelle zehn Glieder einer Ideenkette durchlaufen, als er anfing:

„Der Katholicismus paßt nicht her, er taugt nicht

für den Norden; die deutsche Zunge ist dafür zu schwer, das deutsche Blut zu träge, die Luft zu nüchtern und die Sonne zu matt.“ Er blieb nicht bei Deklamationen stehen, er sprach sich mit einem Eifer und einer Eindringlichkeit, die, wer ihn nur aus seinen charlatanartigen Aeusserungen kannte, dem Manne nicht zugetraut hätte, über den rasch hingestellten Satz aus. Er zeigte sich bewandert in der Geschichte Sachsens, wenn er gleich etwas zuweit ging, den protestantischen Sinn des Volkes schon in dem hartnäckigen Widerstande der alten Sachsen gegen Karl den Großen zu suchen. Jede scharfe Behauptung des Marquis schien immer Eingebung des Augenblicks; der Hörer wußte sie nicht gleich mit dem vorhin Geäusserten zusammen zu reimen. So hatte er auch jetzt den Anstrich eines Inspirirten, seine Augen funkelten, sein kleiner Körper war in steigender Agitation und seine Arme gestikulirten, als er die Thorheit des Uebergangs August des Starken zum Katholicismus auseinandersetzte. Er fragte: „Wer gab ihm ein Recht dazu seine Religion zu ändern? War sein Volk katholisch? Schlummerten seine Ahnen auf geweihtem Boden und weigerte der Priester ihm den Zutritt? Stand, wozu er ein gebornes Recht hatte, auf dem Spiele?“ Nachdem er alles dies verneint und mit glänzenden Farben die Beweggründe hingemalt, welche die Sächsischen Kurfürsten bewegen müssen, Protestanten zu bleiben, sprang der kleine Mann mit einem Male auf den fest eingegrabenen

Tisch und fuhr von hier aus mit, seiner Lage angemessenen, Gesten fort:

„Wäre der Sachse treu geblieben der Kirche Luthers, was wäre der Preuße jetzt in allem seinem Stolze? Wem gebührte das Principat in Deutschland unter den Protestanten? Dem Brandenburger an der Schwelle, oder dem Sachsen im Herzen? Dem in der Sandsteppe am öden Meere, oder dem in den lachenden Elbufern? Der angespülte Bernsteine sammelt und Fische trocknet, oder Silber und Erze aus den reichen Schachten zu Tage fördert? Dem Calvinisten aus den Alpen oder dem deutschen Lutheraner? — Warum konnte der Brandenburger seine Fühlhörner über das Reich ausstrecken, warum in seinem großen Spinngewebe die losgebröckelten Städte, Grafschaften, Herzogthümer fangen; warum schwellte der Bauch an dem magern Leibe mit jedem Jahre? War der Eine zum Schlucken geboren und der Andere zum Zusehen; pfiffig zu sein der Eine und der Andere dumm? Haben die brandenburgischen Fürsten stärkere Knochen, festere Leiber und mehr Klugheit vom Mutterleibe her, als die Sachsen? — Seht, hier wäre die Weisheit und hier die Macht, hier an der Elbe würden sich die Könige beugen und die Fürsten sich Raths erholen, Friedrich von Preußen wäre nicht zweimal in Dresden einmarschirt, er wäre zerplatzt wie der aufgeblasene Frosch, wenn Augustus der Starke beim Glauben seiner Väter blieb, und Sachsens Fürsten und Sachsens Volk eins und einig."

Die Rede hatte eine verschiedenartige Wirkung hervorgebracht. Der Auerwirth hatte jeden Satz mit einem billigenden Kopfnicken begleitet. Er hätte, als der Marquis vom Tisch sprang, ihm, wenn sich das geschickt, um den Hals fallen mögen. Der Hausknecht hielt seine Mütze mit beiden Händen vor sich hin, denn es kam ihm wie eine Predigt vor, und die Postillione krauten sich vor Erstaunen im Haar. Einer gab nachher im Vorbeifahren der alten Buche einen Peitschenhieb, was nicht sowohl dem Baume, als der Vorstellung galt, daß hier ein Marienbild hängen könnte!

Der Graf hatte mit allen Zeichen der Besorgniß den Anfang der Rede gehört, und sich dann scheinbar mit dem Jäger unterhalten. Stephan schien am meisten verwundert. Er wußte, daß der Marquis nicht allein katholisch war, sondern es erst geworden. Sein Eifer gegen eine Bekehrung zu seinem Glauben würde ihm unnatürlich gedünkt haben; hätte nicht alles, was der Marquis aussprach, den Charakter des Wunderlichen an sich getragen.

Am theilnehmendsten hatte Eugenie zugehört. Die Pferde waren vorgespannt. Sie forderte den Marquis auf, sie in den Wagen zu führen. Man tauschte die Plätze und die Gräfin und der Marquis schienen gegenseitig zufrieden, neben einander zu kommen. Gegen Letzteren bedauerte der Graf vor der Abfahrt so laut, daß man es bis über den Weg hörte, seine schätzbaren Eröffnungen verloren zu haben, indem ein Geschäft mit seinem Domestiken ihn gehindert aufmerksam zu

bleiben. „Es fehlte nur, daß er die Waldhüter zusammen trommeln lassen, und die Klinkauf als Zeugin,“ brummte er für sich, als er in Eugeniens Wagen stieg.

Als er den Eckplatz seiner Tochter eingenommen, hatte das Kammermädchen sich so wenig als vorhin über eine zu lebhafte Unterhaltung zu beklagen. Fast auf gleiche Weise schweigsam ging es in der zweiten Kutsche zu. Stephan und Amelie waren zu alte Bekannte, um viel Unterhaltungsstoff zu finden. Nur hätte man zuweilen glauben mögen, daß Beide ihre Rolle vertauscht; denn sie war nachdenkend, während auf seinen Lippen ein Lächeln schwebte, das eine innere Heiterkeit, oder gar Spott verrathen konnte. Sie forderte ihn auf amüsant zu sein, er erwiederte aber, sie müsse ihn schon so hinnehmen, wie ihn die Natur gemacht.

„Eigentlich begreife ich nicht, wie Sie es mir angethan, daß ich das Interesse für Sie nehme,“ sagte Amelie. „Sie haben doch nichts dazu gethan.“

„Das kommt, meine Freundin, weil Sie mich nicht lieben. Indem Sie mir wohl wollen, vergeben Sie sich nichts. Ich bin ein Geschöpf ihrer Kaprice; Sie wollen mit mir etwas anfangen. Das giebt ihrem Geiste immer neue Nahrung. Hätte ich das Glück gehabt Ihrem Herzen einmal näher zu stehen, wäre ich Ihnen vielleicht jetzt schon überdrüssig und bei Seite geworfen.“

„Das könnte wohl sein,“ sprach sie rauh hin, und doch glaubte er etwas in ihrem Auge glänzen

zu sehen, als sie sich rasch nach dem Fenster umwandte.

Am lebendigsten war das Gespräch in dem Wagen des Marquis. Dieser und die Gräfin hatten beide Lust zur Unterhaltung, wiewohl beide einen verschiedenen Gegenstand in Gang zu bringen suchten. Mit Geschicklichkeit wußte sie das Gespräch, welches er auf Etienne zu lenken suchte, von diesem verfänglichen Gegenstande abzulenken, und der Marquis war neben dem Phantasten ein viel zu galanter Hofmann, um gegen den Willen einer schönen Dame etwas zu verfolgen. Ueberhaupt bemerkten die ihn kannten eine wesentliche Stufenleiter zwischen seinem Benehmen. Es gab Zeiten, wo er vernünftig bei der Sache blieb, und sie so weit verfolgen konnte, daß man es mit seinem grillenhaften Aufbrausen, seinen verworrenen Ideensprüngen nicht zu reimen wußte. Die Phantasieen überfielen ihn, wie eine Mondsucht meist des Nachts, während der Sonnenschein seine Vorstellungen aufklärte. So war der Marquis in vergangener Nacht auf des Grafen Zimmer ein weit verschiedener Mann, von dem, der jetzt an Eugeniens Seite der sächsischen Patriotin wohlgefällig zuhörte.

„Sie haben eine Saite aufgeweckt, die lange geschlummert, Marquis. Was könnte mein Vaterland sein, und was ist es? Der Sternenkranz dieses Preußenhelden hat uns so geblendet, daß wir vergaßen, wie unser Sachsen eben so und mehr berufen war, ein

Schildhalter zu sein über dem deutschen Norden. Ging nicht von uns die Reformation aus, wuchs sie nicht hier, gepflegt von weisen väterlichen Fürsten; den Schulen hier schreibt man die große, schnelle, segensreiche Ausbreitung der Wissenschaften zu. Hier blühten früh Wohlstand und Künste, die Städte waren wohlhabend, der Adel mächtig, der alte Name Sachsen klang gut in der Geschichte, der Fürstenstamm war frisch und kräftig, das Volk hing mit Innigkeit an ihm. Ein Herkules an Geist und Kraft war Friedrich August. O hätte er sein buntes Liebesspiel zu einer großen Liebesflamme gesteigert, wie hätte sie über Sachsen geleuchtet; wie wäre Deutschland groß, wenn er ein deutscher Fürst blieb! Wenn er die Eiche gepflanzt im Vaterland und nicht mit den Setzlingen gespielt, die er in aller Welt Boden steckte, nur nicht in Sachsen. Wenn er sich hinabgebeugt zu seinem treuen Volke, und sein Volk zu sich empor gehoben — was wäre das für ein Volk! Da mußte aus China und Japan die Kunst nach Dresden kommen, der Pomp aus Spanien, die Galanterie aus Frankreich, die Täuschung aus aller Welt, und um sechs Porzellanvasen verhandelte er sein bestes Regiment dem Brandenburger. Wie viel jünger ist der Ruhm des Nachbars. Aus dem verwüsteten, armen Lande, aus den spärlichen entarteten Bewohnern mußten Brandenburgs Fürsten mit Strenge, Opfer und Ausdauer erst wieder ein Volk, einen Staat schaffen. Es war kein großer Adel

da und kein reicher Bürger; um die Sandwüsten nur zu bevölkern, mußten sie fremde Einwanderer und Flüchtlinge aufnehmen, anlocken. So ungleich theilten damals die brüderlichen Stämme, und nun sind wir ein Nichts in der großen Wagschaale, und Preußen ist auf den Flügeln der Morgenröthe emporgestiegen."

Der Marquis hatte die Rednerin mit wohlgefälliger Miene fixirt. Zuweilen nickte er mit dem Kopfe, wie etwa ein Lehrer den talentvollen Schüler ein gegebenes Thema ausführen hört. Aber ein ungläubiger Zug lag doch in seinen lächelnden Mundwinkeln versteckt.

„Sehr richtig und woher kam das?"

„Weil wir das ausser uns suchten, was in uns lag. Weil Sachsen um Polen geopfert wurde."

„Eine Krone, mein Kind, ist ein großes Ding, was vieles rechtfertigt. Eine Krone ist zu schwer für die Krämerwaage unserer hausbackenen Vernunft, um eine Krone ist viel zu thun erlaubt, was man sonst lassen müßte. Die Könige stehen über ihrem Gerichte; es ist eine Sphäre, wo unsre Sinne und Begriffe nicht hinreichen; und dort angekommen, verwandeln sie sich wie die Farben in einem Prisma. Um eine Krone läßt sich etwas einsetzen, die Ammenbegriffe von Recht und Unrecht, auch etwas mehr —"

„Auch das Wohl eines Volkes!" unterbrach Eugenie.

„Hm! Man muß nur nicht katholisch werden.“

Eugenie blickte verwundert den Marquis an. „Sie sagen das. Ich glaube, es ist kein Geheimniß, daß Sie nicht durch Geburt der römischen Kirche angehörten, daß Ihre Väter —“

„Refugiés waren —“ fiel Cabanis ein — „gewiß. Warum wurden sie's.“

„Wollten Sie Ihnen das Recht nicht zugestehen, was Sie für sich selbst in Anspruch nahmen.“

„Das war etwas anderes, Gräfin.“

„Sie sind nicht aus religiöser Ueberzeugung in den Schooß der katholischen Kirche zurückgetreten?“

„Wer will mir die Ueberzeugung abstreiten!“ rief der Marquis, wie in Folge eines Nachdenkens, dessen Schlußsatz diese Exklamation schien. „Ich bin aus der vollen Ueberzeugung katholisch geworden: daß ich es mußte. Was sucht der alte Vernunftglaube dort unten, wo die Sonne von dem Languedocschen Kalkboden abprellt, wo der Provençale Lebenslust saugt aus den afrikanischen Meereslüften, die in unserm Bergkessel sich fangen, und unsere Trauben glühen machen? Der Protestantismus kam nur wie ein Verirrter in unsere Thäler, wo sie heißer fühlen als denken. So lange er prophezeihte, schwärmte, raste, rasten wir mit. Als er sich abklärte, trieb man ihn in die Berge oder aus dem Lande. Ein kalter Alpenwind, die Bise, macht wohl alljährlich dort einen Besuch, darum aber

wird das Blut nicht kühl, man hüllt sich ein, man schaudert und ist froh, wenn er fort ist."

Eugenie hatte aufmerksam zugehört. Ihre Gedanken verfolgten die Vorstellung. Als sie schwieg, fuhr der Marquis fort:

„Mein Vater wanderte mit meinem Großvater aus. Ich wurde unter einem blassen Himmel geboren. Die Prediger predigten und die Gemeine sang, aber in die Ohren summte mir das Geläute der vollen Glocken, das Klingeln des Meßpriesters, ich fühlte das Blut meiner Ahnen noch in meinen Adern. Hatte ich kein Recht in mein Vaterland zurückzukehren? — Welches Recht hatten meine Väter auszuwandern? Welches Recht sich aufzulehnen gegen die Gefühle, Ansichten, Sitten der Gemeinschaft, der sie durch Abkunft und Blut angehörten? Welches Recht durch eine Anomalie das ihrer Deszendenten auf Ewigkeit zu verspielen? Indem ich zurückkehrte, meine schöne, gelehrte junge Dame, machte ich nur mein Erbrecht geltend, ein gebornes Recht, das nie verjähren kann."

„Auf diese Weise huldigten Sie der Philosophie unsers Jahrhunderts. Sie waren indifferent, indem Sie katholisch wurden."

„Der Geist darf sich nicht losreissen von seiner Zeit, der Einzelne nicht von seinem Volke. Ich gehorchte nur, ich habe nichts selbst gethan."

„Haben Sie es nie bereut?"

Wäre Eugenie so nervenschwach gewesen, als wir

sie nerveus reizbar kennen, so hätte der zornige Blick des Marquis sie verwunden müssen. Es lag darin und wie er mit verzogenem Munde „Wissen Sie das auch?“ hinzusetzte, etwas, das wie Hohn und verhaltene Wuth herauskam. Die Hand ballte sich. Er nickte schnell und heftig mit dem Kopfe, lachte auf und pfiff mit zusammen gepreßten Lippen.

„Um Gottes Willen, was ist Ihnen?“

„Nichts, nichts,“ sagte er ruhiger werdend. „Sie wissen's wohl nicht. — Sie können 's auch nicht wissen. — Frauen brauchen auch nicht alles zu wissen. — Ich bin nun einmal katholisch. Sie können es nicht ändern, Comtesse Meroni! Werden auch nichts dagegen haben, hoffe ich? Sie sind ja kein Soldaten-König.“

„So wenig als dagegen, daß meines Vaters Kammerdiener die Messe hört.“

Die Unterhaltung schwieg eine Weile; auf dem Gesicht des Marquis hätte man dem Fluge seiner Gedanken folgen können. Er mochte seine Heftigkeit bereuen, drückte die Hand der Dame an den Mund, schien aber schon während der Bewegung vergessen zu haben, was er sagen wollte, ja, was er gethan, so daß er die Hand fest in seiner behielt, während er sich, die Augen zu, wieder in die Ecke lehnte. Plötzlich riß er das Wagenfenster herunter, rief dem Schwager zu halten und sprang hinaus, in der Absicht, dem Grafen irgend etwas zu sagen, was ihm eingefallen

war. Der Graf hätte aussteigen müssen; doch glücklicher Weise verstand das Kammermädchen kein Italiänisch. Und das Gespräch ließ sich über den Kutschenschlag abmachen. Dasselbe wiederholte sich mehrere Mal und doch versicherte der Graf nachher, die Impromptu's seien gar nicht so wichtig gewesen, um darum zu halten.

Siebentes Kapitel.

Mondscheinscenen.

„Sie sind ein launenhafter Mensch,“ sagte Amelie zu ihrem Begleiter. „Vorhin schienen Sie Lust zu haben, sich über Alles zu mocquiren und jetzt, wette ich, hängt ein schwarzer Flor über der ganzen Welt, nämlich vor ihren Augen.“

„Muß ich doch mit mir selbst zufrieden sein!“ entgegnete Stephan.

„Erklären Sie sich einmal, was Sie von sich selbst halten.“

„Glauben Sie, ich mache eine Ausnahme von dem allgemeinen Loose.“

„Was ist das für ein Loos?“

„Daß jeder Mensch jezuweilen ein Räthsel ist, Andern und sich.“

‚Nur daß es sich bei den meisten nicht lohnt, ihr Oedip zu werden. Wir haben aber heut im Sande

nichts besseres zu thun. Lassen Sie uns einmal an dem Räthsel rathen, das in Ihnen der Welt aufgegeben ist. Warum sind Sie mit sich nicht zufrieden?"

„Meine Freundin kennt so genau meine Schwächen."

„O ja! Ihre Nerven sind bei gewissen Angelegenheiten so reizbar, daß man eher denken sollte, Sie wären ein Hof-Fräulein als ein Husaren-Lieutenant. Verstehen Sie wohl, nur bei gewissen Angelegenheiten. Sie schlagen sich ganz vortrefflich wenn es sein muß und wenn es nicht sein muß. Aber Ihre Tapferkeit ist auch nervös. Piquirt um jede Kleinigkeit bricht sie immer da los, wo sie nicht hingehört, Sie möchten sich am liebsten mit jedem General schlagen, der Ihnen ein schiefes Gesicht macht, und jetzt vielleicht mit mir, weil ich mich unterstehe es Ihnen zu sagen. — Doch nein, da hab ich mich wohl getäuscht — oder Ihr Blick sagt, daß Sie sich für überwunden bekennen."

„Ich bin ja nicht einmal tapfer, wo ich es sollte."

„Das sind Grillen. Ist das nichts was Sie gethan — die Rettung des Königs, Ihre Bravour bei Hochkirch?"

„Etwas für eine gewöhnliche Zeit, nichts für eine außerordentliche."

„Worin ist sie denn außerordentlich, daß Europas Kaiser und Könige sich nun drei Jahr herumschlagen um einen Streif Landes, und da sie nicht fertig werden, noch den Großsultan und Tartaren zum Succurs

rufen! Ich glaube am Ende wird noch der Dalai Lama den Ausschlag geben müssen, wer Schlesien bekommt."

„Was ich im Park gethan nennt man Verrätherei, bei Hochkirch soll ich in mondsüchtiger Raserei gefochten haben und in Dresden — nun Sie wissen wie man das nennt."

„Schämen Sie sich, fiel das Fräulein ein. Wissen Sie was man dort von uns sagt, von der Comtesse und mir? Wir sind Frauen, haben keine Waffen uns zu vertheidigen, und, mein Freund, sahen Sie schon ein Wölkchen des Unmuths auf Eugeniens Stirn, daß man ihren Ruf antastet. Und Sie sind ein Mann und nicht darüber hinaus!"

„Jeden, in dessen Mienen ich nur den Schatten eines Zweifels an der Gräfin Ehre läse —"

„Würden Sie mit dem Degen spornstreichs in das Reich der Schatten spediren, und gewiß nur das Uebel ärger machen."

„Ist das nicht ein Fluch: ein Jahr lang gefesselt zu liegen und nichts thun zu dürfen, um einen ehrlosen Verdacht zu widerlegen, einen Verdacht, der selbst in ihrem Auge wie ein stummer Verweis täglich zu mir spricht —"

„Pfui Etienne!"

„Bin ich blind?"

„Sie sehen immer mit erhitzten Augen."

„Und wäre ich blind, ich müßte es fühlen. Ihre

männliche Seele ringt mit dem Gefühl — Sie kann mich nicht achten."

„Alles steht noch bei Ihnen" — sagte Amelie nach einer Pause. Er blickte lange stumm vor sich nieder, ehe er so wieder anhub.

„Sie glauben an kein Verhängnis, meine heitre Freundin, und freilich, wer mich kennt, glaubt auch nicht, daß es so schwer auf mir lastet. Es giebt Völker, die an einen erblichen Fluch glauben. Bin ich doch so von denen, welchen ich durch Geburt angehörte, geschieden, daß ich nicht weiß, ob es ein Familienstück ist, was mich verfolgt. Ich weiß, daß meine Brauen nicht immer finster sich zusammenziehen, daß die muntere Röthe der Jugendkraft noch über meine Wangen hauchen kann; ich kann scherzen und lachen. Auch lastet nächtlich kein solcher Alp von Gewissensbissen und böser Vorahnung auf mir, daß mir die Kraft verginge vorwärts und rückwärts zu blicken. Das, was die Leute Glück nennen, lächelt mir dann und wann, und doch quält, verfolgt mich ein Geschick, was mich grade Ihrer Theilnahme berauben mußte. Mein Leben ist ein Zwiespalt, ein Sehnen, Ahnen, Wollen — ich habe auch etwas, vielleicht so gar viel gethan, und doch kam es nie zu einem Zwecke, immer grade umgekehrt heraus als ich wollte. Ich las Ihnen einige Abschnitte aus meiner Jugendgeschichte vor. Aus allen diesen Jugenderinnerungen geht für mich hervor —"

„Daß Sie ein liebenswürdiger Gassenjunge waren,“ ergänzte Amelie.

„Meine Kinderjahre waren unglücklich weil ich mich nicht in das finden konnte, wozu ich geboren schien. Das Haus war mir zu eng, der Himmel über Berlin zu matt und grau, die Leute zu gemein, der deutsche Ernst zu herbe. Mir war etwas vorgespiegelt worden, ahnende Funken von einem glänzendern, farbereichern Dasein waren mir gekommen, die gar nicht in den Kreis gehörten, wohin mich das Schicksal geworfen. Was Andere befriedigte, erregte mir Verdruß, ich war schon als Kind mit der mir angewiesenen Welt zerfallen und lebte in Träumen. Ich spielte als Kind den Mann, ich wollte hinaus in die eingebildete Welt, ich pochte trotzig auf einen innern Ruf.“

„Und darum liefen Sie davon, das wissen wir.“

„Ich kam dahin, wo die Sonne heller scheint, wo das Blut fröhlicher rinnt, das Glück, was man so nennt, war mir günstig; und mitten im Genuß dessen, was ich ersehnt, fühlte ich, wie es nicht genügt. Ich hatte doch mehr eingesogen, mitgenommen von dem Blute und dem Geiste meiner Heimath, als ich dachte. Ich konnte nicht so gedankenlos dem Genusse hinleben wie die Andern; meine Zweifel nicht mit dem Glauben beschwichtigen, daß wir zu nichts anderem da wären. Ich war nicht katholisch; vielleicht liegts darin. Die Lustigkeit, einen Tag um den andern, kam mir schaal vor. Sie nannten mich einen Grübler, oder noch schlimmer. Daß sie in mir nicht

fanden, was sie suchten, ließ sich ertragen, denn ich ließ nichts, was kränken konnte, an mich kommen. Daß ich aber in ihnen nicht fand, was ich suchte, wer gab mir dafür Ersatz? Ich hatte keinen Freund. Nun stieg Friedrichs Meteor in die Luft. Lange suchte ich mit knabenhaftem Eigensinn an Vorgefaßtem, mir zu beweisen, daß es nur ein kalter Nordschein wäre. Aber wie lange reichte das aus! Die Vernunft wurde mündig. Ich sah, daß in dem großen Kampfe, den eine altersmüde Welt mit einer jungen ringt, bei den Neugebornen Licht und Leben, Wahrheit und Kraft war. Ich mußte zurück."

"Und Sie fanden nun etwas anderes in Friedrich, als Sie erwartet."

"Habe ich ihn denn überhaupt gefunden! — Man will mich ja nicht anerkennen; ich bin ein Fremder unter den Meinen geworden. Einige glauben mir und schütteln mir die Hand; es geschieht aber mit einer Scheu und einem Wesen, das nicht zu ihnen gehört. Ich kann mich nicht unter ihnen zurecht finden; sie mögen sich nicht an mich gewöhnen. Es sind Männer, so tapfer, wie er sie braucht, aber nicht Geister, die von seinem Lichthauch durchglüht, athmen. Er selbst traut mir nicht, ja er will mir nicht trauen, und wer in der Welt beugte noch Friedrichs Willen! — Freundin, ich hatte den Unmuth, die Zurücksetzung bekämpft, und ich will sie noch bekämpfen, — aber war die Nacht von Hochkirch nicht ein entsetzlicher Hohn? — Ich konnte ihn retten, die Sterne lachten

mir zu, er lachte mich aus. Man sagt, ich habe etwas gethan und man lacht über mich, denn ich soll es im Schlaf gethan haben. Ob liegt mir nun zu beweisen, daß ich im Wachen dasselbe kann, und ich muß gelähmt fast ein Jahr daliegen, während er im Unglück ist! Sie, deren Neigung ich durch Thaten verdienen sollte, muß meine Krankenwärterin werden, sie muß mich täglich in einem Zustande sehn, der wohl ihr Mitleid, aber nicht ihre Liebe rechtfertigt. Nun genese ich, will auf; da erscheint zum Unglück mein Wohlthäter und ich sehe einem endlosen Kampfe mit dem Grillenhaften entgegen, der alles will, nur nicht, daß Jemand Friedrich verehrt."

„Sie sind sich doch nicht so ganz unähnlich, nämlich Ihr adoptirter Wohlthäter und Sie. Sie sind beide reizbar wie die Sinnpflanze noli me tangere in unserm Gewächshause. Er will nie was die andern wollen, und Sie auch nicht. Er hat sich mal die Phantasie gemacht Friedrich zu hassen, und Sie ihn zu lieben. Was wollen Sie aber jetzt?"

„Alles für Friedrich einsetzen. Es giebt nichts über das Vaterland."

„Wenn nun die Liebe sich damit nicht vertrüge, wofür nähmen Sie Partie?"

„Fürs Vaterland, sagte nach einigem Schweigen der Offizier mit fester Stimme, denn wie könnte ein Mädchen einen Mann lieben, der sein Vaterland verräth!"

„Das ist wie ein Preuße gesprochen; aber nicht übel."

„Sein bis zum letzten Lebenshauch ob er mir dankt oder mich verspottet, dem Vaterlande treu, so lange ich den Arm heben, die Zunge rühren kann, und thätig, ob vor der Fronte beider Heere oder in irgend einem entfernten Winkel. Nur so kann ich ihrer würdig werden!“ rief Stephan mit bewegter Stimme.

„Und sind Sie anderer Meinung,“ fuhr er nach einer Pause fort, welche seine Nachbarin damit verbracht, daß ihre Fußspitze eine Wagentroddel fangen und immer wieder fortstoßen mußte.

„Ich meine, daß Ihnen ein anderer Kampf bevorsteht, an den Sie nicht denken, und wünsche, daß Sie dabei ebenso Mannes bleiben — was ich Mann sein heiße — als in ihrem Tik für das, was Sie Vaterland zu nennen belieben. Wissen Sie denn noch nicht, mein hochgelehrter Husarenoffizier, daß Weibereigensinn, was viel Gefährlicheres ist, als eine Batterie mit Vierundzwanzigpfündern. Gegen Schanzen ein Sturm, alles das hilft nichts, man muß Minen graben, Kriegslisten besonderer Art erfinden, sich verstellen, in des Feindes Lager schleichen, scheinbar mit ihm operiren, vor allem aber nie den Muth verlieren und nicht trotzig umkehren, weil ein Sturm abgeschlagen ist.“

„Vor Allem aber, sagte Stephan, seinem Charakter treu bleiben.“

„Was ist denn Ihr Charakter? — Sie sind Lieutenant und ein eigensinniger Mensch; im Uebrigen

haben Sie mir ja eben selbst gesagt, daß Sie nicht wissen, wodran Sie sind. Wenn nun der Feind den Sturm erwartet. Wenn Sie ihm ein größeres Herzeleid anthun als sich selbst, daß Sie kehrt machen. Das ist Trotz, Egoismus, aber nicht Tapferkeit. Thun Sie mir nur einen Gefallen, Etienne, grübeln Sie jetzt nicht nach; Sie selbst sind sich immer ihr ärgster Feind. Der Zufall baut oft Brücken, wo sich der geschickteste Ingenieur Monate lang den Kopf zerbrochen und ein furchtbarer Feind, der uns im Abend von drüben gedroht, wird wenn die Sonne aufgeht ein Nebel, den der erste Morgenwind verscheucht. Wenn sich ein Feldherr davon schrecken lassen, und fortmarschirt wäre, wie würde man ihn auslachen. Denken Sie vor der Hand nichts als an ihren Helden Friedrich. Was Ihnen Prinz Heinrich vorm Jahr sagte, paßt noch heut, und mehr als da. Sein Triumphwagen ist nicht allein noch nicht in der Remise, sondern wieder unten am Berg, daß er den sauern Weg noch einmal machen muß. Da können Sie noch tüchtig helfen. Im Uebrigen denken Sie nur an das, was Ihnen der Augenblick giebt; so paßt sichs für einen Rekonvalescenten."

Sie waren längst von dem großen Wege rechts abgebogen, die Sonne war untergegangen und der aufgehende Mond beleuchtete eine jener Steppengegenden der Lausitz, wie sie hier anfangend in der Richtung nach der Mark sich immer weiter ausdehnen. Der Sandboden mit kümmerlichem vergelbtem Gras zeigte

nur

nur hier und da feste und kleine Erhöhungen, wo die Wagenräder, das Geschütz oder die Hufe der Kavalleriepferde den Weg nicht aufgewühlt hatten. Große Feldsteine, blaß beschienen lagen weit umher zerstreut. Waren es Rudera einer alten Zeit, Sitze der Geister einer Vorwelt, so hatten die Geister sie doch verlassen. Es schien zu einsam dürftig auch für Gespenster. Der Abendhauch weckte keine Stimmen in dem verkrüppelten Nadelgebüsch, das erst am Saume des nächtlichen Horizontes einem hochwipfligen Kieferwalde sich anschloß. Der Wagen fuhr langsam durch die tiefen Sandgeleise. Es wiegte und schaukelte angenehm, Beide schwiegen.

„Was starrten Sie so dahin? Saß etwas auf den Steinen?" fragte Amelie.

„Der Mond mag täuschen. Es war mir aber wirklich so, als sähe ich ein breites Gesicht darauf."

„Ihre Phantasie ist noch vom Fieber angegriffen."

„Wer möchte auch jetzt hier übernachten!"

„Vielleicht ein Betrunkener."

„Hat man nie gehört, daß die Geister der alten Wenden spuken?" warf Stephan hin.

„Sie sind ein Thor."

„Merkwürdig, wenn es nicht wäre. In allen Gegenden wo ein früheres Volk mit blutiger Grausamkeit vertilgt und unterdrückt worden, lebt unter den Resten desselben der Glaube, daß die abgeschiedenen Geister noch Besuche machen an den Orten, wo sie einst in Herrlichkeit gelebt."

„Ich bitte Sie um alles in der Welt, nichts von Gespenstern.“

„Wie, meine muthige, aufgeklärte Freundin!“

„Alles zu seiner Zeit. Bei Tage lache ich über jede Gespenstergeschichte wenn sie auch noch so gräßlich ist, aber bei Nacht im Walde ist das was anders. Da schützt mich weder Friedrichs Freigeisterei noch Ihr Säbel.“

Stephan griff unwillkührlich nach den Pistolen in der Wagentasche. „Ich schweige, doch morgen bei hellem Tage erwarte ich dafür eine recht interessante Geistergeschichte von unserer Freundin.“

„Man muß den bösen Feind nicht necken. — Es hat jeder Mensch seine schwache Stunde lieber Freund, deshalb brauchen Sie nicht zu lachen. — Die Wagen bleiben doch zusammen? Was lehnen Sie sich wieder hinaus?“

„Es ist nichts.“

„Mein Gott was war das, Etienne, ich bitte Sie —“

„Das Wagenrad wird nicht geschmiert sein.“

„Schon wieder. Es pfeift.“

„Beruhigen Sie sich, Gespenster pfeifen niemals,“ sagte Stephan, den Hahn der Pistole langsam aufziehend.

Aber der Ton wiederholte sich, es pfiff von mehrern Seiten. „Zugefahren!“ donnerte Etienne plötzlich, das Kutschenfenster nieder reißend. „Zugefahren, was das Zeug hält!“

„Um Gottes Willen still!" das Fräulein kniff ihm in den Arm.

„Warum?"

„Sie hören ja Alles. — Jesus, sehn Sie da —"

Etienne blickte aus dem Wagenschlag indem er sie fast ungalant bei Seite stieß. Sie umfaßte ihn krampfhaft als wolle und könne sie ihn hindern. —

„Nun — sein Sie nicht so still —"

Er hatte weder den Wagen vor ihnen, in dem der Graf fuhr, noch die Kutsche des Marquis, welche diesmal den Zug beschloß, gesehen, aber deren Schatten; und neben den Schatten der Postpferde Andere, die ihm nicht gefielen. Beide sahen dasselbe und Beide sprachen keine Sylbe. Lange Schlagschatten, die wie Riesen weit über die Ebene strichen, bewegten sich neben dem Wagen, wenn er langsam fuhr langsam, wenn er eilte, schneller.

„Geister sind das nicht," flüsterte Etienne seiner Nachbarin zu, die nicht zu athmen wagte.

„Oestreichische Patrouillen, Etienne?"

„Ich glaube etwas Schlimmeres."

„O warum peitscht er nicht die Pferde — wir schleichen."

„Der Kutscher vorn sieht vielleicht mehr als wir." Auch er selbst mochte mehr sehen, und gesehen haben, als er gerathen hielt der Gesellschafterin mitzutheilen. Sein Auge untersuchte rechts die Büsche.

„Wären wir alle zusammen. Es sind doch viel Männer —"

„Der Graf Theuerste, würde uns wenig helfen? Wenn er nicht schläft, vergeht er wohl schon in Todesschweiß.“

„Und der Wagen, Etienne, geht immer langsamer.“

„Es ist ein tiefer Sand.“ —

„Woran denken Sie, Freund.“

„Daß er jeden Augenblick still stehen kann —“

Sie sind ein muthiges Mädchen, Amelie?“

„Wenn es gilt; Und Sie sind gewiß, daß es keine Gespenster sind?“

„Ich wollte sie mit Gold bezahlen.“

„Ach, es wäre aber doch schrecklich, wenn wir, die wir kaum aus so viel größeren Gefahren gerettet sind, in einer so elenden — Herr Jesus Christus, was wollen Sie thun?“

„Unter den Kiefern dort sehn Sie —“

„Lieber Freund, es ist wohl nur der Wind im Gebüsch. Wären es Leute, so wären's ihrer zu viel — schießen Sie nicht —“

Es ist nur, daß ich den Andern ein Zeichen gebe, für den schlimmsten Fall —“

„Hu wenn es nun doch Geister wären — halt, halt, lieber, lieber Etienne — da ists verschwunden.“

„Desto schlimmer — man muß auf Alles gefaßt sein.“

„Ich bin auf Alles gefaßt, mein Freund, auf Alles, auf Alles. Ihre eine Pistole geben Sie her —“

Es war bis da todtenstill draussen gewesen, selbst

die Pferde schienen von der Bangigkeit ergriffen, sie wieherten nicht, ihre Hufe wühlten im Sand. Da schrillte eine Pfeife und im nämlichen Moment krachte, brach, stürzte etwas hinter ihnen und ein vielfältiges Geschrei unterbrach plötzlich und unangenehm die Stille der Nacht. Was hier vorging war alles das Werk eines Augenblicks. Etienne stieß den Kutschenschlag auf, er feuerte das Pistol ab, Pulverdampf, Staub, Pferdegewieher, zehn Pfeifen, ein dumpfes Hurrah, alles wie ein schrecklicher Traumwirbel.

Amelie hatte die Augen fest zugedrückt, aber aus allen Leibeskräften schrie sie — sie wußte nachher nicht was — unartikulirte Laute, oder Hülfe, Mörder! Aber sie wußte bestimmt, was sie sich damit erschrien hatte, Muth. Denn als Jemand sie am Arm zupfte, „Kommen Sie nur heraus und helfen,“ sprang sie mit dem Pistol aus dem Wagen und war vielleicht eben so angenehm als vorhin unangenehm überrascht, da ihre Hülfe zu nichts anderm angesprochen wurde als der Gräfin aus der umgestürzten Kutsche zu helfen. Nicht unverletzt arbeitete sich Eugenie aus den polternden und klirrenden Kasten, Schachteln, Flaschen, ihr Arm blutete, und sie lag erschöpft im Arm der Freundin.

„Sind sie fort?“ fragte sie nach einer Weile.

„Wer?“ und das Fräulein fuhr doch zusammen bei der unbestimmten Entgegnung.

Sie blickten auf, wie aus dem Schlaf erwachend, was wahr sei, was nicht? Der Mond schien auf einen

öden Kiefernwald, auf eine traurige Haide, auf den sandigen, breiten Weg, in dessen Mitte der Wagen des Marquis lag. Der Postillon und der Kammerdiener stritten sich bei den Pferden ob das linke Rad rechts oder links über den Stein gegangen, der Postillon schwor, das Pferd hätte gescheut, der Kammerdiener schalt ihn eine Schlafmütze.

Der Graf, zitternd wie ein Espenlaub, wankte heran und schloß seine Tochter in die Arme: „Gott sei Dank, daß ich dich wieder habe.“

„Um Gottes Willen sprechen Sie, was war es?“, drang Eugenie in ihn.

„Das wird uns dein Bräutigam — dein Freund, unser Freund am besten sagen. Dort steht er, wie in Gedanken verloren am Baum. — Sie schossen — wonach schossen Sie? —“

„Nach Gespenster.“

„Sind Sie wieder krank?“

Der Streit zwischen den Postillonen und dem Kammerdiener wurde ungebührlich laut. Die andern Postillone und die beiden Jäger mischten sich drein. Jene wollten, es sei in der Haide nicht geheuer, der Kammerdiener behauptete, sie hätten alle geschlafen, der Jäger schüttelte den Kopf, es seien Kerle hinter den Büschen gewesen, der Herr Lieutenant hätte nicht nach Luft geschossen.

„Wonach denn?“ fuhr er so wild auf, wie man es nicht gewohnt war.

„Ich laß mich hängen, oder es waren Marodeu-

re," rief der Jäger. „Die Metallknöpfe blitzten, durchs Buschwerk, und ich möchte schwören es waren preußische Monturen bei. Ihr seid alle Schlafmützen, und wenn der Lieutenant nicht zu rechter Zeit schoß und das Fräulein schrie, wer weiß, wie es jetzt um uns stände. Davon liefen sie — saht Ihrs nicht springen in die Büsche!"

„Davon?" sagte der eine Postillon. „Ich hab nicht geschlafen, aber wenn's solche Sakkermenter wären, die liefen vor dem Husarenliede. Da hören Sie doch meine Herrschaften. So galoppiren die braunen Husaren, die da herumliegen."

„Mein Gott, mein Gott, was ist da zu thun!" rief der Graf ängstlich die Hände ringend. „Haben wir nicht einen Angriff zu befürchten, können Sie nicht wiederkehren? Sie haben geschossen, Lieutenant, wenn Sie Jemand getroffen hätten."

„Da sei Gott vor!"

„Herr Gott, Eugenie Du blutest —"

Stephan starrte auf und sah den Arm der Gräfin, umwickelt mit Ameliens Tuch; es tröpfelte roth durch den Battist.

„Noch mehr Gespenster," schrie er, „blendete mich der Mond, oder war ich im Fieber?"

„Beruhigen Sie sich lieber Etienne," antwortete die Gräfin. Es kommt vom Wagenfenster. Als Sie schossen, war es schon geschehen; es ist nicht schlimm, es wird auch nicht schlimm werden. Es wird sich Alles zum Besten aufklären —"

„Das gebe Gott,“ entgegnete er.

„Wenn sie nun aber wiederkehren!“ wiederholte der Graf, als wolle er die Postillone bewegen inne zu halten, welche eben aus Leibeskräften ins Horn stießen.

„Um Succurs zu kriegen,“ entgegnete der Eine, und die Meinung wurde bald klar, denn die Töne wurden durch ein freudiges Hallo aus dem Walde vor ihnen beantwortet. Preußische Husaren zeigten sich mit ihren weißen Mänteln vorsichtig am Waldrande und näherten sich, nachdem sie sich überzeugt, wer hier ihre Gegenwart wünsche.

Die Freude der Gesellschaft war größer und ihre Bewillkommnung herzlicher als die Husaren erwarten durften, welche, auf einer Patrouille begriffen, durch den Lärm hier über ihre Grenzen hinausgelockt waren. Man schenkte ihnen zu trinken, man erzählte, was man wußte und nicht wußte, und sie halfen den umgeworfenen Wagen aufrichten und das gebrochene Rad festbinden. Aber der Unteroffizier wollte nicht glauben, daß es Marodeure in preußischer Montur gewesen, denn die würden nicht so abgezogen sein von einem Puffen in die Luft.

„Doch rathe ich den Herrschaften,“ sagte er, „sich fix auf den Weg zu machen und an uns zu halten; denn die Gegend steckt freilich voll Schnapphähne, was nicht hüben und nicht drüben parirt. Es sind Ausreißer von Blau und Gelb und Niemand weiß jetzund, ob die Kaiserin oder der König morgen hier das Regiment haben.“

Der Rath war so einleuchtend, daß es nicht der Geneigtheit des Vornehmsten unter den Reisenden bedurft hätte, um ihn sofort ins Werk zu setzen. Wir sagen des Vornehmsten, denn falls der Marquis dem Grafen diesen Vorzug streitig machte, so ließ sich doch jenes Stimme bei dem in der Eil gepflogenen Rathe gar nicht vernehmen. Selbst als man seine Kutsche aufgerichtet und das Rad gut genug befestigt um das schwere Fuhrwerk bis zur nächsten Dorfschmiede zu schleppen, ließ er sich nicht hören und sehen. Man rief seinen Namen, er antwortete nicht. Man suchte, vergeblich. Man rief durch die hohle Hand, Husaren tummelten sich durch die nahen Büsche, Alles umsonst.

Man gerieth auf den Argwohn, wenn es Marodeure gewesen, von deren Dasein doch Niemand etwas Bestimmtes zu sagen wußte, so sei der rührige alte Mann unter sie gerathen und von ihnen mit fort in die Haide geschleppt; die Damen drangen, daß die Husaren in den Wald sprengten. Allein der alte Unteroffizier schüttelte den Kopf.

„Meine Herrschaften, mein Kommando ist nur sechs Mann stark, ich bin der Siebente; mit denen hab ich meinem Könige geschworen, und, befiehlt es der General, stürm ich damit eine Schanze wenn sie auch mit dreißig Kanonen gespickt ist. Wenn wir fallen ist das unsre verfluchte Schuldigkeit. Aber mit sieben Kavalleristen verspreng ich mich nicht bei Nachtzeit in einen Wald, wo hinter jedem Baumstamm ein Ausreißer lauern kann — wenn auch der vornehme

Herr unsers General Ziethens bester Freund wäre, es thäte doch nichts gut für ihn. Haben sie ihn mitgeschleppt, dann macht ein Wort in der Güte und eine Ranzion mehr aus als unsere Säbel und Pistolen. Aber halten hier darf ich nicht fünf Minuten mehr.“

Wenn auch die Rede nicht für alle so einleuchtend war, als schlagend, so war sie doch bequem. Und das Gewissen fügt sich gern der Nothwendigkeit, wo die Bequemlichkeit auf seiner Seite ist.

Achtes Kapitel.

Die beste Welt.

Man übernachtete früher, und anders als man gewollt, in einer Fuhrmannsschenke am Wege. Die Schwadron lag hier, deren Patrouille die Reisenden eskortirt hatte. Boten wurden alsbald ausgesandt, um Nachricht vom Marquis zu erhalten. Der Graf, die Comtesse, Amelie, waren beruhigt. Nur Stephan schien in Gedanken versunken, wenn er Minuten lang am Fenster stand, wo ihm von unten die lauten Stimmen der Husaren heraufschallten, welche keine Lust zu haben schienen, das reichliche Geschenk der Reisenden bis Morgen in den Taschen zu behalten.

Für die Bequemlichkeit war nicht zum besten gesorgt. Amelie kochte Thee, ein seltenes Getränk in jener Zeit, mehr wie eine Arzenei nach dem Schreck, als wie eine Erfrischung, der Graf blätterte in seiner

Brieftasche und Eugenie saß, blaß und schön, auf dem Bette ihren linken Arm leicht in einer Binde.

„Kommen Sie her, Etienne,“ sagte sie freundlich und hielt ihm die Hand entgegen. „Schütten Sie Ihre Sorgen vor der Schwester und der Freundin aus. Ihr Pflegevater wird wieder kommen und meine Wunde wird übermorgen heil sein, wenn Sie um uns Beide besorgt sind.“

Er küßte die Hand. „Um den Marquis habe ich keine ernste Besorgniß. Man muß diesen Mann kennen, um zu wissen, wie er sich aus jeder Gefahr zu ziehen versteht. Wer steht dafür, daß er nicht freiwillig verschwunden ist!“

Er setzte sich zwischen den Damen an den Tisch, und doch waren seine Gedanken in der nächsten Minute weit entfernt von den Freundinnen, die sich alle Mühe gaben ihn zu erheitern. Er war seit dem Vorfall stiller als sie ihn je gesehen, fast konnte man ihn verstört nennen.

„Was ist das Etienne! Dürfen wir es nicht wissen?“ fragte Amelie.

„Es will mich ein Bild nicht verlassen —“ sprach er, mit der Hand über die Stirn fahrend.

„Mein Gott, Sie machen ein Gesicht, wie damals bei dem Rückfall.“

„Es ist auch dasselbe Bild.“

„Sie sind uns noch immer die Erklärung schuldig.“

Der theilnehmende Blick der Comtesse unterstützte die Aufforderung des Fräuleins. Ein tiefer

Seufzer machte sich Luft aus Stephans Brust, die Aufforderung schien ihm willkommen:

„Sie wissen so viel, warum nicht das auch. Ich hatte in meines Vaters Hause einen Bruder —“

„Gottlieb!“ fuhren beide Damen auf. Stephan erinnerte sich, daß er ihnen von diesem Bruder erzählt.

„Wir nahmen immer so lebhaften Theil an dem gutmüthigen Jungen, wie er Sie so oft vertreten, gerettet. Es ist unrecht von Ihnen, daß Sie uns nicht längst schon mehr von ihm erzählt haben,“ sagte die Comtesse.

„Eben Ihre lebendigere Theilnahme, meine Freundinnen, ließ mich schweigen. Ich konnte Ihnen nichts Erfreuliches mehr sagen.“

„Was ist aus ihm geworden? Sprechen Sie; uns interessirt Alles.“

„Fragen Sie lieber: Was hat die barbarische Strenge des Vaters aus ihm gemacht?“

„Ich erinnere mich,“ sagte Amelie, „Sie erwähnten einmal, daß er aus dem Hause gejagt, unter die Soldaten gesteckt wurde. Die Details blieben Sie uns schuldig.“

„Ich kann Ihnen das jetzt nicht Alles wiederholen. Gottlieb erhielt freilich nur sein Recht, aber ein Recht, das, wenn es gegen Jedermann streng zur Ausübung käme, uns Alle zu unverbesserlichen Sündern machte. — Mich empört die bloße Erinnerung,“ fuhr er sinnend fort, „wie der Vater handelte, und doch

litt der Mann vielleicht mehr dabei als der gestrafte Gottlieb, vielleicht mehr als wir Alle. Es war eine Grausamkeit aus Pflichtgefühl, aus einer Art religiösen Schwärmerei. Er dünkte sich als Mann zu handeln, indem er gegen sein eigenes Gefühl handelte. Glaubte doch der herbe Friedrich Wilhelm, er müsse als königlicher Richter seinen eigenen großen Sohn hinrichten lassen, und er glaubte es sei noch gegen sein Gewissen, als er ihn begnadigte."

„Vermuthlich dachte man wie bei Hofe auch in den Bürgerhäusern," bemerkte Amelie.

„Es war eine Verirrung der Tugend bei einem armen, arbeitsamen, strengen Volke," fuhr Stephan fort, „das von seinem dürftigen Boden zur rastlosen Thätigkeit angewiesen war. Das Nützliche war so dringend, daß man an das Schöne nicht denken konnte, und die Ueppigkeit, an Friedrich Augusts Hofe, welche Sachsen entnervte, war eine zu gute Lehrerin. Sie hat gewiß nicht wenig auf die republikanische Strenge unseres vorigen Königs gewirkt; und verdanken wir nicht diesem eisernen Boden, aus dem er aufwuchs, die Kraft unseres Helden, dessen herrliche Gaben an einem weichlichen Hofe vielleicht untergegangen wären!"

„Sie vertheidigen die Grundsätze Ihres Vaters und kommen von Ihrem Bruder ab, der uns mehr interessirt."

„Ich stelle ihn mir lebendig vor, wie er Sie aus den Händen der Krämerfrau befreit," sagte Amelie. „O ich möchte ihn einmal sehen!"

„Und wenn Sie ihn nun gesehen hätten," sprach Stephan die Augen zu Boden.

„Sie machen uns entsetzlich neugierig. Sahen Sie ihn denn wieder, seit Sie Berlin verließen?"

„Wenn es doch nur ein Traumbild wäre! Zu meiner Schande bekenne ich, daß er lange Zeit mit allen Erinnerungen aus dem elterlichen Hause in mir untergegangen war. Mit der Liebe für Preußen erwuchs auch sein Bild wieder. Jener Grenadier bei Kollin, der bis auf den letzten Athemzug für Friedrich lebte, erweckte sein Andenken. Ich weiß nicht warum, aber ich wünschte, es wäre Gottlieb gewesen; mich überkam die Ueberzeugung, es wäre ein Glück für ihn, wenn er so geendet."

„Er ist vielleicht längst nicht mehr Soldat," sagte Eugenie, Amelien zuwinkend, daß sie von einem Gespräche abbräche, welches den Genesenden sichtlich aufregte. Stephan merkte es.

„Nein, meine Freundinnen, es muß heraus. Kann ich theilnehmendere Seelen finden, um ihnen mit zu vertrauen, was mich nun einmal bewegt? Ich habe ihn wieder gesehen, Eugenie, es war der Missethäter, den sie im Dorf gepeitscht, den sie bei uns an der Laube vorüberschleppten, dem Sie voll mitleidigen Entsetzens meine Börse zuwarfen; ich sah, erkannte sein dunkles Bild bei Hochkirch, um ihn im nächsten Augenblick in der entsetzlichen Nacht wieder zu verlieren —"

Eugenie und der Graf hörten mit Lebhaftigkeit zu.

„Der Unseelige —" rief die Comtesse schaudernd.

„Und er lebt noch —“ sprach der Graf.

„O was gäbe ich darum, wenn ich ihn mit Ehren begraben wüßte,“ fuhr Stephan fort. „Ich konnte es glauben, ich zwang mich es zu glauben, während es in Dresden meine erste Bruderpflicht war, mich sobald ich ausgehen konnte, nach dem Freikorps zu erkundigen, von dem ein Theil damals noch in der Stadt lag.

„Die Einwohner dankten dem Himmel,“ bemerkte der Graf, „als es fortgezogen wurde.“

„Ich arbeitete in den Tagen meiner Genesung, wie Sie wissen, in dem Gartenzimmer, das nach dem Wall hinausgeht. Eines Abends vertiefte ich mich im Schreiben. Es waren die Jugenderinnerungen, von denen Sie einige Abschnitte so gütig angehört haben. Das Bild des unglücklichen Bruders, wie er tückisch dastand vor dem unbarmherzigen Vater, wie sie ihm den Rock auszogen, ihm die Montur anzwangen, wie er mit trotzigem Blicke Kehrt machte, um die Schwelle des Vaterhauses nicht wieder zu betreten, war mir vor den geschlossenen Augen in aller Lebendigkeit aufgestiegen. Lebt er, fragte ich mich, oder ruhen seine Gebeine unter der Rasendecke, unter den wallenden Aehren eines der Schlachtfelder, die den Ruhm von tausend tapfern Preußenherzen birgt, ein großes Leichentuch für ihre Namen, das nur die Ewigkeit lüften wird? Da glaubte ich ein Geräusch zu hören, ich schlug die Augen auf, es regte sich etwas am Fenster. — Der Mond schien hell. — Ein Mann in Uniformstücken

erhob sich bis über die Brust draussen und stierte mich an. — War ers — oder war's ein Traum, eine Fieberphantasie? — „„Gottlieb, was willst Du?““ schrie ich; das Entsetzen gab mir eine Kraft, wie Kindern vor Gespenstern. Die Fenster klirrten, das Bild verschwand, ich glaube es stürzte etwas — ich kam erst wieder zu mir, als Sie, meine Freundin, an meinem Bette standen, und mich fragten, wie es mir ginge?“

„Man fand eine Leiter nachher am Fenster“ sagte der Graf.

Ein unwilliger Blick der Tochter traf den Vater. „Es waren Fieberphantasien, Etienne, lassen Sie es dabei ruhen.“ Sie bemühte sich mit Laune Geschichten zu erzählen, wo fieberhaft Erhitzte ähnlich getäuscht worden. „Wie viele hätten nicht todte Freunde, ja sich selbst gesehen! Ihre ganze Seele war einmal in dem Augenblick bei Gottlieb, kein Wunder, daß jeder Blumentopf vor dem Fenster, oder, wenn es ein Soldat war, jeder blaue Rock mit rothem Kragen vor ihren geistigen Augen sich in den verwandelte, den Sie einmal sehen wollten. Sie werden Berlin, Ihr Elternhaus wieder sehen, und auch den armen Gottlieb; aber gewiß ganz anders, als Sie es sich vorstellen.“

„Wenn ich ihn nun gestern schon wieder gesehen hätte!“ fuhr Stephan auf und wandte sich ab. Es war nicht eine Person unter den Zuhörern, welche weniger als der Erzähler durch den dumpfen Ton seiner Worte erschüttert geschienen. Niemand sprach ein Wort mehr. Eugenie sagte, als sie sich trennten,

freundlich seine Hand drückend: „Ihre Phantasie ist und bleibt Ihr schlimmster Feind. — Betrachten Sie mich immer als Ihre Schwester.“ Die Betonung der beiden Worte hätte aber die Feindin, vor der er gewarnt worden, aufregen müssen; aber die Phantasie schweifte in andern Regionen.

Der Aufbruch der Husaren zwang auch die Reisenden schon am frühen Morgen ihr Nachtquartier zu verlassen. Nach ihren Gesichtern zu urtheilen, mochte Niemand von der Gesellschaft geschlafen haben. Der Graf bemühte sich umsonst durch Geld und Versprechungen von dem Detachement eine Eskorte zu erhalten, die Angst trübte seine Laune; Amelie und Stephan waren sehr still, Eugenie, die muthigste, wenigstens die aufgeregteste, besorgte allein die Geschäfte. Der Lieutenant hatte wenigstens die Freude seinen Burschen, der mit einem Husarentrupp über Nacht angekommen war, wieder zu finden. Er war es gewesen, der beim Ausmarsch der Preußen seinen kranken Herrn vorstellen müssen, und die passive Rolle bis am Thore ziemlich gut gespielt hatte. Der Graf freute sich einen bewaffneten Mann mehr um sich zu wissen, der im Fall der Noth auch wohl bessere Dienste leisten dürfte als der Marquis, von dem keine Nachricht eingehen wollte. Die Dienerschaft desselben folgte weniger als der Graf bekümmert, dem Freunde ihres Herrn; denn es war nicht das erste Mal, daß er sie plötzlich verlassen, ohne Anzeige, ohne Grund, und, eben so plötzlich wieder erscheinend, ihnen nicht im Geringsten die Mühe

gedankt hatte, die sie sich gegeben, ihm auf die Spur zu kommen. „Der Mann gehört einer vergangenen Zeit an, er hat sich selbst überlebt,“ urtheilte der Graf. „Seine Phantasieen führen ihn auf gradem Wege ins Kindesalter zurück.“

Die fernere Reise geschah nicht ohne Aufhalt und Gefahr. Sie mußten durch ein Terrain, welches die Streifpartcien beider Theile sich streitig machten. Verwüstete Felder, ausgeplünderte Dörfer, Armuth, Mangel, roher Soldatenübermuth überall, und nur die diplomatische Gewandheit des Grafen — so glaubte er — brachte sie glücklich durch die Partheigänger der kriegführenden Mächte; wo hingegen auf jeder Station, von jedem Kommando, das ihnen Schutz gewährte, seine Angst, durch die Warnungen vor den Marodeuren gesteigert wurde. Auch die Nachrichten vom großen Kriegsschauplatz beruhigten keinen Theil der Gesellschaft. Die preußische und die östreichische Armee schien in einzelne Korps aufgelöst; in der allgemeinen trostlosen Verwirrung war keine Gewißheit gebende Entscheidung zu hoffen. Für Friedrich lauteten sie insgesammt trüb, aber die drohende Ankunft der Russen konnte nicht einmal seine erklärten Feinde befriedigen.

Eugeniens Herz blutete bei den Leiden des Landvolks: ihre Börse war schon auf den ersten Stationen geleert. Kaum hielt man sie, daß sie sich nicht aus dem Wagen stürzte, als sie einmal einen Bauern mißhandeln sah, der sich geweigert hatte, seine Pferde

auszuspannen. „Was hat der arme Mann gesündigt, was hat mein Vaterland verbrochen? Trägt der arme Hüfner die Schuld, daß Friedrich Schlesien nahm, daß die Kabinette sich gegen ihn verschworen, daß Menzel das Archiv verrieth? Drei Jahr haben Freunde und Feinde sein Brod gegessen, seine Kühe geschlachtet, ihre Pferde haben in seinem Hafer gewühlt; er hat liefern müssen, was ihm übrig blieb, sie haben gebrandschatzt, geplündert, seine Kornfelder zerstampft. Bei Nacht, im Sturm, Regen, hat er gestoßen, geprügelt, ihnen den Weg zeigen müssen, sie zwangen ihn zu schanzen, während die Kugeln um ihn summten, und jetzt muß er froh sein, daß sie ihm nur die letzten Pferde und nicht das Leben nehmen."

„Aendern wir's?" sagte Amelie.

„Es läßt sich leiden," fuhr die Gräfin fort, „wenn uns eine auch wie geringe Schuld drückt, auch wenn die Strafe in gar keinem Verhältniß dazu steht."

„So trösten wir uns damit, liebe Freundin, daß den guten Bauer gewiß auch eine Schuld drückt. Wenn er auch nicht mit geholfen Schlesien zu nehmen, hat er doch vielleicht seinen Bruder bei der Erbschaft übervortheilt, den Vater im Altentheil gekränkt, seine Frau geprügelt. Wer weiß, ob er sein Gut nicht selbst vertrunken hätte, wenn ihm nicht die Soldaten zuvorgekommen wären."

„Glaubst Du denn an eine beste Welt?"

„Sie liegt am Ende in uns selbst."

„Wir Liebe, träumen uns vielleicht eine Vollkom-

menheit zusammen, die Phantasie zeigt uns einen Trost — aber der arme Bauer! Zieht ihm die Phantasie nun den Leiterwagen fort? Wenn sie ihm seine Hütte niedergebrannt, seine letzte Kuh geschlachtet, seinen Pelz vom Leibe gezogen haben, kann er sich warm träumen? Wenn er dasitzt, auf dem rauchenden Schutt, und die Arme verschlungen, den ersten Schneewolken entgegen sieht, tröstet ihn da der heulende Wind?"

„Sie stellen sich das wie eine Gräfin vor, deren zarter Fuß nie in andere als seidene Strümpfe fuhr, und die den Winter sich nicht denken kann ohne taffentgefütterten Zobelpelz. Sind unsere Voreltern in Wäldern und Höhlen nie glücklich gewesen? Denken Sie an unsern Ochsenjungen, der nie einen Strumpf auf den braunen Beinen gehabt, und nie anders geschlafen hat als auf bloßem Stroh, und haben Sie je bemerkt, daß es dem drolligen Burschen an Trost gebrach! In Ungarn soll's Hirten geben, die nie unter einem Dach, im Winter gar im Schnee schlafen, wo er am tiefsten liegt! — Ist das nun nicht recht vornehm stolz von Ihnen, zu glauben, daß der Bauer keine Phantasie hätte? Er denkt nicht an Italien und Petrarca; aber an eine rauchende Biersuppe, an einen Schnaps, und ist so glücklich als wir, die selbst eine Leberpastete gleichgültig läßt, weil wir immer einen verdorbenen Magen haben. Ueberhaupt, Cousine, wir sind schlechte Wirthschafterinnen mit dem Gute, was uns der Himmel gegeben. Wieviel Glückseeligkeit ließe sich aus Ihrer einen, für hunderte, ja für tausend

Geschöpfe bereiten, und Sie sind nicht einmal selbst damit zufrieden."

„Sind die Leiden nicht die größten, Amelie, wo man für Andere mitleidet? Du scheinst zu meinen, das Hunger, Durst und Kälte das Bitterste ist, was Jemand treffen kann, und eine volle Tafel, Seidenkleider und was dahin gehört, das höchste Glück."

„Ich meine eigentlich, daß man nur da ein Recht hat, für Andere mitzuleiden, wo ihnen das helfen kann. Wo nicht, halte ich es für unnütze Quälerei. Man quält nicht allein, was einem Niemand verbieten kann, sich selbst, sondern auch die Andern mit. Ich meine die Guten könnten Alle glücklich sein, wenn nicht der Stolz und Eigensinn wäre. Eine gute Portion von den Guten will absolut Märtyrer sein, und wenn wir auch nicht mehr auf Spitzsäulen klettern um oben vom Regen gewaschen und von der Sonne gebleicht zu werden, so finden wir tausend andre Arten heraus um uns zu quälen und darauf was zu gut zu thun. Ein Mann, zum Exempel, will nicht um die Hand seiner Geliebten anhalten, weil sie reich und er arm ist, er dünkt sich ein entsetzlich tugendhafter Held und bedenkt nicht, daß das Mädchen, die ihn wirklich liebt, sich über seine Tugend zu Tode grämt, oder Sie, zum zweiten Exempel, Comtesse —"

„Erinnere Dich unseres Abkommens," fiel Eugenie schnell ein.

„Fürchten Sie nichts, Cousine, ich muß mir ja Ihre neue Glückseeligkeit gefallen lassen. O ich will

Sie auch bewundern, und, wenn das nicht abgöttisch wäre, wollte ich Ihnen einen Tempel bauen und allemal wenn ich mir etwas nicht versage, was ich mir versagen sollte, wollt' ich meiner Göttin Weihrauch opfern und sie recht sehr um Verzeihung bitten, daß ich gar keine Lust verspüre, ihr nachzuahmen. Ueber die Thür des Tempels schriebe ich: „„Sorgen ohne Noth.""

„Dafür giebt es auch Noth ohne Sorgen. Hältst Du das für besser?"

„Gewiß; denn eine recht große Noth," fuhr das Fräulein fort, „eine, die uns aller Sorge überhebt, ist im Grunde ein Glück. Stellen Sie sich vor, der arme Bauer hat sich die Jahre über abgequält, mit seinem Hab und Gut, was täglich geringer wurde, hauszuhalten. Er stand mit Sorgen auf und ging mit Sorgen zu Bette. Nun hat er endlich nichts mehr, die Marodeure, die ihm das letzte nahmen sind seine Wohlthäter; er ist von Gott und Rechtswegen ein Vagabunde, er kann selbst unter die Soldaten gehn, selbst plündern, wirthschaften in andrer Gut, die Verzweiflung macht ihn zum freien und glücklichen Manne."

„Kannst Du Dir auch den Himmel der Verzweiflung denken, fiel die Gräfin ein, wo man hinaus ist, über allen Erdenschmerz, alles erduldet hat und von keiner Hoffnung mehr getäuscht wird, wo man sich berauscht in dem Gefühl der Nichtigkeit des gesuchten

Glückes, der Ohnmacht des überstandenen Schmerzes, wo eine Thräne die höchste Wollust wird —"

„Dann geht man in ein Kloster Latrappe —"

„Man kann auch täglich auf ein Hoffest gehen, im steifen, unbequemen Kleide, zwischen kalten Menschen müßte man leere Redensarten eintauschen, immer aufmerksam, gefällig, nichts versäumend. Das ist ein ärgeres Latrappe als das in der Normandie. So lange man mit sich selbst allein ist, lebt noch der Schmerz; wo man frische Wiesen sieht und grüne Bäume und den blauen Himmel, da ist auch die Hoffnung noch nicht abgestorben. Nein in der tödtlichsten Langenweile hergebrachter Förmlichkeiten, da kann man am besten lächeln, immer lächeln, weil, was das Auge trifft, schaal und gleichgültig, daran erinnert, daß uns alles — alles gleichgültig wurde."

„Ach wie viel glücklicher sind doch die Männer —" rief Amelie plötzlich aus.

„Warum das?"

„Wenn Sie am Hofe bleiben müssen, und alt sind und stumpfsinnig und kein Gefühl mehr haben, dann können sie noch immer intriguiren — denn, wenn auch alle andere Empfindungen längst abgestorben sind, der Ehrgeiz bleibt leben."

„Intriguiren die Frauen nicht?"

„Ja, aber nur für andere; sie selbst bringen's zu nichts; die guten Zeiten, wo man Päpstin Johanna werden konnte, sind vorüber. Ein Mann kann von Geburt schon mehr als wir, er darf dem Schein

trotzen; wenn er alt wird, wird er darum weder eine alte Frau, noch eine alte Jungfer, er wird ein Greis. Wenn er stumm ist, nennt man ihn ehrwürdig, wenn er faselt, liebenswürdig, wenn er ein gescheutes Wort vorbringt, erstaunenswürdig. — Im Kriege schlägt der Mann zu, er nimmt keine Einquartierung ein, er bleibt nicht zurück beim Abschied, sondern zieht vorwärts und weiter. Er kann Haus und Hof verlassen und schlimmsten Falls geht er unter eine Räuberbande."

Eugenie schauderte unwillkührlich zusammen. Ein schneller Blick aus Ameliens dunklen Augen bemerkte ihre Bewegung. Rasch nahm sie wieder das Wort.

„Der arme Gottlieb! Und ich sage doch er ist glücklicher als Etienne."

„Wie kannst Du nur scherzen?"

„Ich scherze nicht."

„Du gefällst Dich in Paradoxieen."

„Nein, Cousine, diesmal nicht. Die Eltern haben ihn fortgejagt aus dem Hause, sie haben ihn unter die Soldaten gesteckt; die Soldaten haben ihn wahrscheinlich auch fortgejagt. Es will ihn Niemand haben, Alle stoßen ihn aus, fangen mit ihm Krieg an; nun weiß er woran er ist, er stößt sie wieder, er fängt auch Krieg an mit aller Welt, er ist etwas — ein Räuber. Was ist denn der arme Etienne? Den haben Sie auch gestoßen und geneckt, aber etwas säuberlicher. Sie zwangen ihn nicht gerade fortzulaufen, aber sie nöthigten ihn doch. Die Geschichte im elterlichen Hause hat sich bei den

Kaiserlichen wiederholt. Sie gaben ihm nicht den Laufpaß mit Schimpf und Schande; aber er konnte mit Ehren nicht bleiben. Weiß er jetzt, wie er bei den Preußen dran ist? Sie sagen er wäre ein braver Soldat und zeigen ihm den Rücken. Und hier bei uns! Wenn er fort wollte, würden wir uns die Augen ausweinen, aber wenn er uns den Arm bietet, uns in den Wagen zu führen, nehmen wir ihn nicht an. Ein Straßenräuber, weiß jeden Augenblick was er zu thun hat, wer sein Freund ist und wer sein Feind, und das Mädchen, das ihn erst einladet und dann ihm vor der Nase die Thür zuschlägt, schlägt er ebenfalls todt."

"Deine Phantasieen sind heute fürchterlich."

"Es ist auch eine fürchterliche Zeit."

"Hast Du die Geschichte von dem Judenmädchen mit gehört?"

"Freilich. Wäre das in Italien passirt, da wäre er von den Soldaten desertirt, hätte das Mädchen entführt, in die Berge geschleppt, sie wäre eine Räuberbraut und er ein freier Mann, ein Mann den man fürchtet und nicht verabscheut. Sehn Sie, Cousine, welchen Unterschied ein Paar Grad nördlich und südlich machen. Da würde des armen Gottliebs Kühnheit und Liebe in Liedern gepriesen werden, edle Damen sängen sie zur Guitarre; hier spottet man über ihn wenn man von ihm spricht, nennt ihn einen lüderlichen Taugenichts und schämt sich seiner."

„Wenn er doch todt wäre!“ sprach Eugenie vor sich hin.

„Und das Judenmädchen?“

„Weißt Du, ob sie ihn geliebt hat?“

„Gewiß.“

„Wir alle wissen nichts davon.“

„Sie muß ihn geliebt haben; wie jeder Unterdrückte einen freien Menschen lieben muß. Aber hätte eine echte wahre Gluth, in ihrer Seele gelodert, so hätte sie auch die kalten Sittengesetze der fremden Heimath verachtet; barfuß wäre sie ihm gefolgt, sie hätte sich als Mann verkleidet, wäre unter die Soldaten gegangen, ihm nicht von der Seite gewichen, mit ihm hätte sie gehungert, gedurstet, gefroren; wenn er erschöpft nicht weiter konnte im morastigen Hohlwege, sie hätte ihm zugelächelt, zugerufen: „„Muth, Gottlieb, ich bin bei Dir.““ Arm in Arm wären sie ins Feuer gegangen, das Brüllen der Kanonen wäre ihr Hochzeitlied gewesen, die Blitze von der Redoute hätten ihnen festlich ins Auge geleuchtet. Zwei Kugeln aus einem Geschütz treffen beide in die Brust. Sie wären niedergesunken, Arm in Arm, und über die Leiber der so Vermählten stürmten die Andern fort, gefühllos wie immer der Strom der Welt hinwälzt über die Herzen, die fühlen. Er hat nun einmal keine Empfindung. Da liegen sie — es ist still um sie her geworden — sie möchten noch einmal Mund an Mund drücken, die Lippen öffnen sich, die Kraft versagt — die Hände drücken sich fest, die Augen blicken sich an,

jedes möchte dem andern Licht einhauchen, bis der Glanz todt wird, der Druck der Hand kalt. Wäre das keine Hochzeit, so heilig, wie nur eine, die der Priester segnet?"

Amelie wandte das Gesicht ab, als sie ausgesprochen, Eugenie sah vor sich nieder, beide schwiegen und keine wollte der andern die Thräne zeigen, die sie verstohlen abwischten.

„Du hast eine Novelle gedichtet," sagte die Gräfin.

„Ja es ist nur eine Novelle, und Novellen gehören nach Italien und Spanien, entgegnete das Fräulein. „Wir haben kein Recht zu fühlen, und wenn uns das Unglück begegnet, müssen wirs ja nicht merken lassen. Es war auch keine Tochter des Orients, mit dunkel glühender Leidenschaft, mit Pulsen die rebellisch schlagen gegen die weichen Formen und die harten Sittenregeln, es war nur ein simples Judenmädchen und sie dachte an den Fluch des Vaters, an seine Eisenkasten und blieb ein gehorsames, vernünftiges Kind, was auch recht gut und besonders vernünftig ist."

Neuntes Kapitel.

Die Verschwörung.

Die Reisenden sahen, als sie weit genug gekommen, um die Thurmspitze des uns wohlbekannten Dorfes zu erkennen, drohende Dampfsäulen am Horizonte. Der Rauch stieg dicht auf, bis er sich, vom Winde zerweht, in die grau belegte Atmosphäre vertheilte. Doch schaute der Kirchthurm deutlich vor, auch die verwitterten Strohdächer, und als sie um die Ecke bogen, das Schloß, wohl erhalten wie es schien mit seinen zwei Eckthürmchen. Der Graf athmete freier auf, wenn er überhaupt während dieser Reise frei geathmet hatte.

Allein der Rauch wirbelte nach wie vor, und mischte sich mit den kalten, grauen Herbstwolken. Er kam von mehreren auf dem Stoppelfelde angezündeten Feuern. Das Blitzen der Bajonette, der schwere, taktmäßige Auftritt von hundert Füßen, die Commandoflüche der Unteroffiziere sagten ihnen, daß hier exercirt

werde. Alles Regelrechte erfreute das Herz des Grafen, er nickte taktmäßig dem Exercitium zu, bis ein Officier salutirend den Gruß erwiederte. Man erkannte sich, es war der Capitain Sternbald, der vor der Hochkirchener Attacque bei der Familie im Quartier gelegen.

„Ist das Dorf ganz besetzt?" fragte der Graf.

„Mit nichten, mein Herr Graf. Außer meiner Kasse, zehn Kavalleristen und meiner eigenen Person, die ich mir die Freiheit genommen in Dero Schloß zu legen, ist keine militairische Seele darin."

„Und weshalb kampiren Sie mit Ihren Leuten hier draußen unter schlechten Baracken? Es ist schon kalte Jahreszeit."

„Das geschieht meiner Leute wegen, mein Herr Graf," sagte Sternbald, indem er schmunzelnd seinen Bart strich. „Sie sind so überaus freiwillig, daß ich fürchtete, wenn ich sie nicht unter einer Schußlinie hätte, sie liefen mir Alle über Nacht davon. Hier kann ich meine Rinaldos besser zusammen halten, und wenn die Unterofficiere beim Schlafengehn ihre Stöcke in die vier Enden stecken, läuft keiner davon."

„Ich bitte Sie, Vater, schnell, daß wir durchkommen!" rief Eugenie aus dem hinteren Wagen dem Vater zu, denn der Stock eines Korporals bethätigte eben die Bemerkung des Hauptmanns auf dem Rücken eines Rekruten, und so nahe an der Kutsche der Gräfin, daß jede zuckende Miene des armen Menschen eine ähnliche konvulsivische Bewegung bei ihr verursachte.

„Ich hoffe auf Wiedersehn, mein Herr Hauptmann,“ sagte der Graf, von Stephan, der neben ihm saß, gedrängt, dem Wunsche der Comtesse nachzukommen.

Es war ein wehmüthiges Gefühl, mit dem sie das wüste Schloß betraten. Die Durchzüge eines Jahres von Freunden und Feinden, welche kaum die Autorität des gräflichen Herrn, viel weniger die seiner Verwalter geachtet hatten, trugen nicht so leicht verwüstliche Spuren. Zertretenes Stroh, Heu, Ziegelsteine, abgerissene Planken lagen im Hofe und Erdgeschosse umher. In der Vorhalle, wo Stephan als Verwundeter sein erstes Verhör überstanden, fand man Brandstellen auf dem Fliesenboden, indem der Muthwille es bequemer gefunden, in der Mitte des Zimmers das Kaminfeuer anzulegen. Eine Schwadron hatte Lust daran gefunden, durch das Souterrain ihre Reitübungen anzustellen; daher waren die Thüren ausgehoben, der parquettirte Boden zerstampft, und der Pferdemist trocknete noch in den Paradezimmern. Fensterscheiben und Spiegel waren eingestoßen, ausgeschlagen, und die Wandgemälde mit Säbelhieben von den Vorbeigaloppirenden zerhackt. Doch hatte man hier noch gnädig gewirthschaftet im Vergleich mit dem ganz verwüsteten Gartenflügel. Dort waren sogar die Fensterrahmen und Dielen ausgebrochen, das Dach abgedeckt, und die Tapeten mit systematischer Zerstörungswuth zerrissen. Dieser Flügel, im moderneren Styl als das alte Schloßgebäude, zu August des Starken Zeit ange-

baut, und bisher der Lieblingsaufenthalt der Familie, war für jetzt unbewohnbar.

„Wir müssen uns in dem alten Schloß einzurichten suchen," sagte der Graf, verdrießlich umkehrend, und die Bauern-Deputation, die sich bei ihrer Ankunft um sie versammelt, folgte mit abgezogenen Hüten und denselben niedergeschlagenen Gesichtern, mit denen man die Herrschaften empfangen hatte.

„Wie mögen sie erst bei Euch gewirthschaftet haben!" wandte sich der Graf zum Schulzen. „Wann war denn die Plünderung?"

„Gnädiger Herr, geplündert sind wir eigentlich gar nicht, sie haben uns nur Alles weggenommen."

„Wer war denn der schlimmste?"

„Das nahm sich nichts zwischen Kaiserlich und Königlich. Es nimmt schon jeder, was er findet, und wenn's nur nicht ärger wird."

„Wenn Ihr schon Alles verloren habt!"

„Die Kosacken, gnädigster Herr Graf, die sollen doch immer noch was finden. Wenn uns nur der liebe Herrgott vor den Russen bewahrt."

„Die Preußen draußen werden bald abziehen, wie mir der Kapitain sagte —"

„Das ist eben das Schlimmste —" sagte der Schulz, sich hinter den Ohren krauend.

„Wie, Schulze, wart Ihr mit denen zufrieden?"

„Ach daß Gott erbarm! es ist ein schlechtes Volk draußen, das schlechteste unter allen, die wir bis jetzund im Quartier gehabt; die Paar Kartoffelfelder, die hier

sind,

sind, haben sie rein ausgestochen, und seit die bei uns liegen, flattert nichts lebendiges auf zwei Beinen im Hofe, und was liegen bleiben sollte im Hause thut Noth, daß man's festnagelte. Sie sind noch nicht lang im Dienst, allerlei Volk, zusammengerafft vom Reich, aus Dänemark und Polacken, und sie müssen sie am Schopfe zusammenhalten; aber sie sind doch im Dienst, und tragen Montur, und haben geschworen, wenn's auch danach ist. Aber wenn sie fort sind, steh' uns der liebe Himmel bei!

„Sei Er kein Thor, die Russen sind noch über der Oder."

„Ach die Russen wären noch lange gut, wenn sie auch leibhaftige Teufel sind mit langen Bärten; es ist doch was regulirtes bei ihnen. Aber das Gesindel, was keinem Herrn parirt und 'rumschweift zwischen den Armeen, hat hier schon so manches Dorf angesteckt. Man sieht sie nicht, man hört sie nicht, nur mit einem Male ist der Himmel roth, und sie sind da. Vor denen hilft kein Beten und kein Fluchen."

In die Besorgnisse des Schulzen stimmten die Bauern ein. Man wußte kein Ende von gräulichen Geschichten, die in der Nachbarschaft vorgefallen, und von entsetzlichen Drohungen der Marodeure, die sie mit Halsstarrigkeit ausgeführt hatten. Der Graf hatte Mühe, eine Furcht, die er selbst fühlte, den Bauern auszureden. Daß regulaire Corps in der Nähe ständen, daß die preußische Disciplin noch immer exemplarisch sei, daß man harte Exempel statuirt habe, war

„schon gut“ meinten die Bauern, das hülfe ihnen aber alles nichts. Und Bauerfrauen waren so gar grimmig darüber, daß man ihnen ihre Furcht abdisputiren wollen, die sie nun einmal hatten, und ihr stilles Brummen ging in eine laute Rebellion über, als sie weit genug vom Schlosse entfernt waren, daß man ihr Schreien nicht hörte.

Es fand sich bei einer näheren Erkundigung, daß denn doch nicht so buchstäblich alles genommen war, und Gegenstände zur Plünderung genug, auch für andere als Kosacken geblieben waren. Dagegen war die Angst deshalb allgemein; man trug sich mit Drohungen der Marodeure, und glaubte mit Bauernhartnäkkigkeit daran, je mehr man andrerseits durch vernünftige Vorstellungen die Gemüther zu beschwichtigen bemüht war. Und doch herrschte dabei die träge Sorglosigkeit, jenes Ansichkommenlassen, welches die wendisch-niederdeutschen Bauern charakterisirt. Er läßt den Verständigen reden, beweisen, überzeugen, schweigt, schüttelt den Kopf und spricht — für sich: „Das ist schon richtig, aber es kommt doch so.“ Und er rührt keine Hand, und handelt nicht einen Finger breit anders, um dem vorzubeugen, oder für die Folgen sich einzurichten.

Auch im Schlosse sah es nicht so übel aus, als der erste Anblick gab. Der zerstörende Muthwille war nur wenig in die oberen Stockwerke gedrungen. Man hatte sich begnügt, hier eine Pistolenkugel durch die Fensterscheibe zu schießen, und dort der Diana in der gewirk

ten Tapete einen Schnurrbart zu machen. Weil es so häßlich und finster aussähe, meinte Amelie, welche die alten Zimmer nicht liebte, hätten die häßlichen Menschen Respect gehabt. Die wurmstichigen Möbel wurden zusammengetragen, die Fenster verklebt und so viel Zimmer als die vergrößerte Familie brauchte, leidlich eingerichtet.

„Wenn ich so denke, wie wir vor einem Jahre hier beisammen saßen," sprach Hauptmann Sternbold, den man zur ersten Abendtafel gezogen, und der in dem Jahre die Güte des gräflichen Weines nicht vergessen, — „wie hier die hohe Generalität präsidirte, wie Ihre hochgräfliche Gastfreiheit uns vergessen ließ, daß wir in Feindes Land waren, wie uns unser alter Landsmann und Freund, Lieutenant Stephan, zum erstenmal begegnete, und die Damen weit munterer waren, als heut zum Exempel —"

„Die Damen sind müde von der Reise," unterbrach ihn der Graf, „und wir geben ihnen wohl gern Urlaub, sich in ihre Apartements zurückzuziehen."

„Zurückziehen, Herr Graf, ist ein verdammtes Wort für einen alten Militair," sprach der Hauptmann mit einer Miene, welche eher an einen Feldherrn, als den Subalternen erinnerte Er war aber hier der erste Militair.

„Und doch gebietet es oft die Klugheit," sprach Stephan, ihm die Hand zum Abschied hinhaltend.

„Halt, Lieutenant," fiel ihm der Hauptmann aufspringend ins Wort, „erinnern Sie sich Ihrer Parole,

mit Handschlag bekräftigt, daß wir die Bataille gewinnen sollten — dort vor den Hochkirchner Steinbergen. Ha, was sagen Sie nun? Ist das Soldatenehre?"

„Friedrich wollte sie verlieren, sprach Stephan. Wer der Klugheit spottet, fordert die Rache der verhöhnten Götter heraus. Er wollte sich nicht zurückziehen, wo stehen bleiben Tollkühnheit war."

„Für Alles wissen die Studierten Ausreden. Meinen Sie, Lieutenant, daß er wieder gewinnen wird."

„Er muß, denn noch erwuchs kein Gegner, der größer ist als er."

Als die Damen sich zurückgezogen und der Lieutenant sich beurlaubt, ergoß sich die junge Weinlaune des Hauptmanns in Sticheleien auf das Glück des letztern, auf die Lust der Weiber zu schwarzen Augen, muthigen Blicken und klugem Geschwätz. Er gönne dem Jungen, wenn er auch etwas Apartes habe, seine Fortuna, denn die Fortuna sei einmal die Göttin des Kriegshandwerks, wenn das launische Frauenzimmer auch dem einen reiche Erbinnen zuwürfe und den andern zwinge Jagd zu machen auf Galgenstricke."

„Sie waren auf Werbung?" fragte der Graf, in Gedanken versunken, welche ihn wenig geneigt machten die Bemerkung des Hauptmanns anders als mit bedenklichen Mienen und Achselzucken zu erwiedern.

„Freilich Herr Graf, das Freikorps ist auseinander gesprengt und mich, weil ich zuweilen ein freundliches Gesicht — haben soll, hielt man für besser qua-

lificirt ein Vogelsteller zu sein, als eine Vogelscheuche für den Feind. Ich mußte, obgleich ich kein Filou bin, meine Zeit verbringen mit Pfeifen und Locken, oder einige Filous, die mir zugegeben, lockten und pfiffen, und ich schlage nur mit der Hand und einer ehrlichen Miene ein, wenn uns das schlechte Gesindel in die Netze fliegt."

„Es gränzt an ein Wunder, mein Herr Hauptmann, wie Friedrichs Heere, nachdem ein Sommerfeldzug sie vernichtet, im Winter wachsen."

„Wir haben allezeit etwas Geld und noch mehr Versprechungen im Beutel."

„Ich weiß, man verspricht den Avanturies jeden militairischen Grad, den sie sich wünschen; allein wie hält man sie fest, wie bringt man ihnen die Ausdauer für eine Sache bei, die nicht ihre ist?"

Der Hauptmann hob lächelnd den Stock des Grafen in die Höhe. „Herr Graf glauben nicht, was dies einfache Instrument für Wunder thut, wenn es in den rechten Händen ist. Widerbeller macht es gehorsam, Nachlässige prompt, Dumme klug, Kranke gesund und einen Stock von Kerl macht der Stock in vier Wochen zu einen perfekten Soldaten."

„Holz wächst aber nicht allein in Preußen."

„Es kommt drauf an, wie man 's menagirt, und meine Korporale sind danach. Wenn Seiner Majestät Armeen in jeder Kampagne bis auf den letzten Mann bliebe, wenn nur die Unteroffiziere restiren,

prügeln wir Ihnen bis zum Frühjahr ein neues Heer ein.“

„Mit demselben Muth, derselben Kriegserfahrung, demselben Vertrauen auf Friedrichs Glück?“

„Für die Russen, mein Herr Graf, sagt man, ist kein Festungsgraben zu tief; sie drücken so viel Compagnien rein, bis er voll wird, und dann marschiren sie drüber weg. Ist nun der ganze Krieg nicht ein großer Festungsgraben, wo einer über die Köpfe der andern fortgeht! Womit man die Lücken füllt, das ist egal, dazu braucht es keinen Patriotismus.“

„Doch erzählt grade die Geschichte dieses blutigen Krieges von dem Einzelmuth preußischer Soldaten, den der Stock nicht gemacht haben kann. Jener Husar von den Todtenköpfen, der von den Franzosen gefangen bei ihnen nicht Offizier werden wollte um preußischer Gemeiner zu bleiben, wurde der durch Geld und Prügel zum Preußen?“

„Das ist die Reputation, mein Herr Graf. Die Bravour erbt in den Regimentern fort; sie geht mit den Kartouchen von den Todten auf die Lebendigen über. Desertiren mag wohl einer, aber so lange er den Regimentsrock auf dem Leibe trägt, ist er ein braver Kerl, wenn auch sonst ein Schuft und Schurke.“

„Und doch,“ sagte der Graf aufstehend, „wollen Sie das leugnen: Ihr König verliert eine Festung nach der andern, er wird geschlagen in großen, vernichtenden Schlachten, seine unüberwindlichen Truppen lassen sich werfen, sogar in die Flucht schlagen —“

„Ei, sie machen aber doch immer wieder Kehrt wenn es Zeit ist“ Der Hauptmann war aufgestanden und stellte die Pfeife weg.

„Friedrichs kolossales Glück ist über den Wendepunkt seiner Sonnenhöhe, — wir müssen uns drüber klar machen —“ sagte der Graf dringend.

„Bin kein Sternkucker Herr Graf —“ antwortete ärgerlich der Hauptmann, und häkelte den Rock zu.

„Wir sind alte Freunde, Herr Kapitain, und werden uns verstehen. Nicht unfreundlich deshalb, Sie kennen meine Gesinnungen für den unsterblichen Helden des Jahrhunderts. Aber was hilft eine längere Täuschung. Glauben Sie, ich ersuche Sie dringend um Antwort, daß ein preußisches Armeekorps, noch einmal, und dauernd, die Lausitz besetzen könnte?“

„Das weiß der Teufel, Herr Graf, aber nicht ich.“

„Ihnen jeden Argwohn zu nehmen, mein würdiger Kapitain, ersuche ich Sie, so lange es Ihnen möglich mit Ihrem Detachement bei uns zu bleiben. Was auch da kommen möge, wir schätzen uns glücklich Preußen um uns zu wissen. Sicherheit und Ordnung nöthigen uns den Wunsch ab, und ich glaube, nun dürfen Sie nicht länger an unserer Aufrichtigkeit zweifeln.“

Der Hauptmann blickte dem Grafen lange forschend ins Gesicht, bis er ein höfliches „Obligirt!“ herausbrachte.

„Ich zweifle an Niemands Aufrichtigkeit, mein

Herr Graf" setzte er hinzu nach einigem Besinnen, ob er die augenscheinlich unangenehme Wirkung seines „obligirt" wieder gut zu machen habe, „an Niemands Aufrichtigkeit, mein Herr Graf, wiewohl der alte Obrist Klippfisch so seine eigene Meinungen darüber hatte und ein kreuzbraver Offizier war. Er hätte sich mit seinen Paar Hundert ohne Furcht mitten in die Feinde eingelegt und keinen Verrath ästimirt, wenn es seinem König was nutzen konnte. Was mich indessen anbetrifft, so darf ich meine Leute, die noch Erzschelme sind und kaum unterm blauen Rocke warm geworden, nicht zu weit vorpoussirt lassen, und es ist meine Pflicht und Schuldigkeit mich damit auf das Gros der Armee des ehesten zurückzuziehen. Das wollt' ich offen Euer Gnaden gesagt haben und sollt' es mich wundern, wenn man uns hier nicht gern ziehen läßt, dieweil die Leute anderwärts doch in die Luft springen, wenn ich ausmarschire."

Es war dem Hauptmann weder diesen Abend bei seiner verstörten Weinlaune noch am folgenden Tage beizukommen. Auch Stephan, den der Graf um Hülfe ansprach, konnte seinen Entschluß weder beugen noch mißbilligen. „Ihrem künftigen Schwiegerpapa ist das Herz etwas herunter gerutscht," sagte Sternbald und der Graf äußerte: „Man merkt ihm den gebornen Subalternen an, der die Gelegenheit zu kommandiren nicht vorüber läßt."

Stephan sah aus dem Fenster des Eckthurms, den er bewohnte, den abziehenden Preußen nach. Er

konnte die Bemerkung des Grafen nicht unrichtig schelten. Der Hauptmann, ein gutmüthiges, subalternes Blut, spielte auf unangenehme Weise den Befehlshaber, die Zucht und Dressirung bei seinen Leuten war Stephan in der Seele zuwider; er zog es daher vor von fern ihnen sein Valet zuzuwinken. Der Sturmwind jagte ihnen Staub und welke Herbstblätter nach, er rauschte im Park und rüttelte an den Eichen drüben über der Wiese. Wie ein Hohn gegen den Aufruhr der Natur klangen die Spottlieder der Soldaten, von denen nur einzelne Verse durch den Wind herüber schallten. Den trüben Auftritt zu vervollkommnen, standen die Dorfbewohner in Gruppen und einzeln; der die Arme gekreuzt, jener starr vor sich blickend, alle schweigsame Zeugen.

Die Hintersten der Kolonne waren ihm schon aus dem Gesicht, als der Graf zu Stephan trat: „Sie dürfen uns nicht verlassen, bis wir Gewißheit über den Marquis haben.“

„Ich hielte mich schon um deshalb verbunden bei Ihnen zu bleiben, weil sie meinetwegen den sichern Aufenthalt in Dresden verließen. Doch werden Sie nicht mehr fordern, als meine Soldatenpflicht erlaubt —“

„Und nur darum,“ sagte der Graf ihn fixirend. „Doch brechen wir davon ab. Ich erwarte mit peinlichem Verlangen Nachricht von Ihrem Pflegevater.“

„Er kann nicht weit sein, ich habe meine gewissen Zeichen dafür.“

„Es ist so manches zwischen uns außer Zweifel zu setzen, was für immer zweifelhaft — bliebe, wenn er verunglückt wäre.“

„Pflegen wir nicht so trübe Ahnungen Herr Graf. Ich liebe den Marquis, wie ein Sohn den Vater liebt aber ich hege das feste Vertrauen, daß er lebt und wohlbehalten ist. Er gehört zu den Personen, denen Fährlichkeiten nichts anhaben.“

„— Man sah drei Feuer diese Nacht am Horizont“ — sagte nach einigem Schweigen der Graf. „Es verging seit vierzehn Tagen, wie der Schulz berichtet, kaum eine, wo nicht ein solches trauriges Feuerzeichen an unsern bedenklichen Zustand mahnt, und zehn Meilen im Umkreise finden doch keine militairischen Operationen statt —“

Sie wurden hier auf einen Lärm am andern Ende des Dorfes aufmerksam. Man schleppte Jemand herbei, der augenscheinlich nicht gutwillig folgte. „Wir haben ihn“ rief man und die Protestationen desjenigen, der keine Lust empfand, im Besitz der andern zu bleiben, wurden übertäubt von dem noch lautern Geschrei. „Der Mordbrenner, der Straßenräuber!“

Es bleibt zweifelhaft wer von beiden Zuschauern mehr bewegt wurde. Beide stürzten die Treppe hinunter; doch der Graf nicht eher, als nachdem er sich durch einen Blick versichert, daß keine Bande hinter dem Ergriffenen im Anzuge sei. Wie aber war ihr Erstaunen, als sie in letzterm eine vertraute Person

erkannten, deren schlechter Bauernkittel freilich wenig den Marquis von Cabanis verrieth.

„Retten Sie mich aus den brutalen Händen," rief der unsanft Angegriffene als er seine Freunde gewahrte.

„Leute, um des Himmels Willen was thut Ihr? Ihr habt Euch getäuscht."

„Gnädiger Herr Graf, ich habe auch Augen" — sagte ein strammer Bursch, der den Gefangenen in der Halsbinde gefaßt hielt, nicht ohne Gefahr ihn durch einen kräftigen Ruck zu ersticken — „ich täusche mich nicht, denn ich bin ihm seit gestern auf der Spur. Kannst Du 's leugnen Kleiner, daß Du wenn es duster wird, um's Dorf schleichst, daß Du gestern über den Heck sprangst als ich Dich anrief, daß Du kreuzbeinig in den Wald liefst, als ich hinter Dir drein war; kannst Du leugnen, daß Du jetzt im Heuschober steckest, und gottserbärmlich schriest als ich Dich raus zog. Thu's doch, untersteh Dich. — Sehn Sie, Herr Graf, er kann's nicht; das ist ein echter Räuberhauptmann."

Es lag etwas in dem Ton des Burschen oder in der Art, wie der Marquis ihn anhörte, das überall bis vor Gericht für Wahrheit gelten mußte.

„Ich bitte erklären Sie sich, Herr Marquis?" sagte der Graf.

„Es hat seine Richtigkeit," antwortete er sich schüttelnd, „aber ein Räuberhauptmann bin ich nicht."

„Weshalb kamen Sie nicht zu Ihren Freunden."

„Ich stand ja im Begriff es zu thun, als mich die Kerle faßten. Warum blieben die Preußen so lange im Dorf! Konnte ich Ihnen in die Arme stürzen, so lange diese fatalen Gäste hier im Quartier lagen?"

„Die Räuberbande hatte Sie nicht in die Wälder geschleppt?"

„Was Räuberbande. Wo giebt es eine! Wissen Sie, was Räuber sind, in einem Lande ohne Gebirge, Felsen, in einem Sandlande wo es keine Höhlen, Schluchten giebt? Wo jeder Fußtritt ein Verräther wird? Hier wird gestohlen, geraubt, geplündert, aber Räuberbanden existiren nicht. Das ist nur in katholischen Ländern möglich, wo der Priester die Absolution ertheilen kann, die Polizei mit einem Auge schielt und jede Kirche ein Asyl ist. Wo sollen sie sich hier verstecken, wo herkommen, wo hinfliehen, wo sind die Hirten, die Boten, Unterhändler machen? Wo können sie die Geißeln hinschleppen, wo läßt man sich in Unterhandlungen mit ihnen ein, wo stecken sie im Winter, wenn der Schnee fällt — das frage ich Euch dumme Bauern, die ihr an Räuber glauben könnt; wo bleiben sie, wenn der Schnee liegt?"

Nicht das letzte Argument überführte diese von ihrem Irrthum, — denn das es hier Räuber gab, die Ueberzeugung hätte ihnen keine galiläische Folter genommen — aber die vorhergehenden Verhandlungen schwächten ihre Hoffnung in dem Marquis einen Hauptmann derselben ergriffen zu haben und der Bursch sah sich genöthigt, erst langsam seine folternde Hand los

zu lassen und dann noch dazu die Mütze zu ziehen. Es war nicht einer unter dem ganzen Zusammenlauf, den nicht die Auflösung verdrossen hätte.

Stephan hatte den Marquis umarmt. Dieser schien indeß heut nicht zur Zärtlichkeit geneigt, weil er seine Abwesenheit als keinen Grund ansah, daß man um ihn besorgt sein können. „Sollte ich wie eine Pagode stehen bleiben, als die braunen Husaren uns auf den Leib kamen?“ fragte er beide Freunde, indem er sich dabei ängstlich umsah, ob kein Preuße zurückgeblieben war? Sein Auge fiel auf Stephans Kleid: „Das mußt Du ausziehn,“ rief er fast zornig, und setzte hinzu: „Es war doch sicherer unter den Wegelagerern, als unter den preußischen Todtenköpfen.“ — Auch späterhin blieb er dabei, daß nichts als der unüberwindliche Widerwille gegen die brandenburgischen Uniformen ihn bewogen sich zu entfernen, selbst auf Gefahr von den Wegelagerern fortgeschleppt zu werden. Wie vor einigen Tagen in Dresden hatte er sich auch hier mit dem Augenblick eingefunden, wo die Preußen abgezogen waren. „Es ist nur unangenehm, daß Sie mit den Leuten in solche Berührung gekommen sind,“ bemerkte der Graf verdrießlich; aber der neue Gast bewies ihm aus der Geschichte von Corsika und Sardinien, daß Stöße und Mißhandlungen, die ein Edelmann in einer Verkleidung erlitten, nicht ihn, sondern sein Kleid treffen. Auch könnten die Abkömmlinge freier Dynasten an der Ehre lediglich durch Ebenbürtige gekränkt werden. Das sei ihr

Vorzug vor dem Feudaladel und Militairadel, dessen Ehre, zerbrechlich wie Glas, auf der Faust jedes betrunkenen Handwerksburschen schwebe; eine Erörterung, welche wenig geeignet war, das Mißbehagen des Grafen zu mindern, die er aber über seine andern Sorgen lieber ruhig hinnahm, als zu widerlegen versuchte.

Der Marquis begrub sich in den nächsten Tagen mit seinem Wirthe im Schloß-Archive. Eugenie ließ sich nur bei den Mahlzeiten sehen, Amelie kaum öfter. Da unangenehmes, regnerisches Wetter eintrat, war Stephan genöthigt den größten Theil des Tages allein auf seinem Zimmer zu verbringen. Die Bücher unterhielten ihn nicht, ein strategisches Werk ohne Ausübung war ihm eine gemahlte Schüssel für den Hungrigen, die Feder wollte nicht fort; seine Augen folgten stundenlang dem Zuge der trüben Wolken und die verharschten Wunden schmerzten mehr in der Einsamkeit. Allein der alte Feldscheer des Grafen, der hier sein Gnadenbrod verzehrte, wurde nicht müde ihm zu sagen, er müsse immer noch der Ruhe pflegen, ein heißer Ritt könne in einer Stunde alle Frucht seiner langsamen Kur zerstören. Er pflegte dann wehmüthig lächelnd in die Wolken zu sehen, und wenn sich eine Thräne in die Wimpern stahl, sprach er bei sich: „Ich werde ausruhen bis es Nacht ist.“ Der Feldscheer schüttelte den Kopf dazu, denn er meinte, in der Nacht müsse ja eigentlich die Ruhe erst angehen.

Bei Tisch setzte man Stephan mit Eugenien zusammen, man richtete die Worte an Beide zugleich,

man erwartete von dem einen Antwort wenn man den Andern fragte. Beide waren sehr freundlich zu einander, aber still und gemessen höflich. Man schien dies als ein Zeichen eines Verständnisses anzunehmen, und man hatte Recht, denn Beide verstanden sich, wenn auch anders, als die Väter glaubten. Amelie verhielt sich still. Nur wenn die Unterhaltung lahmte, wurde ihr Witz lebendig; er suchte aber seine Gegenstände aus weiter Ferne. Wenn die Väter auf das Verhältniß der jungen Leute anspielten und sie allzusehr drängten, war es das Fräulein, welche ihnen durch eine scherzhafte Wendung Luft machte. Man dankte ihr für den unerwarteten Beistand durch Blicke; und auch die Alten waren nicht unzufrieden; denn Amelie wußte zu anderer Zeit ihnen den Grund ihrer Taktik begreiflich zu machen.

Eines Mittags wurde das Gespräch von beiden Vätern auf den Werth großer Familienverbindungen geleitet. Rede und Gegenrede klappten so wohl zusammen, und vervollständigten sich zu einer bildnerischen und erschöpfenden Durchführung, daß es den Verdacht des Verabredeten erregte. Die Partieen schienen vertheilt und die Stichworte gegeben. Wie die Fürstensöhne nur immer Fürstentöchter heirathen müßten führte der Graf mit besonderer Feierlichkeit aus. Der Marquis entgegnete mit mehr Lebendigkeit, daß was von Fürsten, auch von der ganzen Natur gelte, daß das Gleiche immer das Gleiche suche, der Rang den Rang, das Vermögen das Vermögen. Der

Graf erinnerte sich von Schulpforte her aus dem Aeschylus, daß schon der alte Grieche vor ungleichen Verbindungen warne, Götter sollen sich nicht mit Menschen paaren, Hochgeborne nicht mit niedrig Gebornen. Der Marquis ließ sich nun in eine Erörterung ein, was hoch und was niedrig, wobei natürlich der Vorzug der freien Dynasten, der unabhängigen Grundbesitzer, der alten echten Freiherrn die durch keine Annahme von Benefizien den Nacken auch unter kein Feudaljoch gebeugt, in das gehörige Licht gesetzt wurde. „Doch auch die Familie Ihrer seeligen Gemahlin,“ sagte er, sich zum Grafen neigend, „zählte wie ich weiß, unter den wenigen ursprünglich freien, lombardischen Geschlechtern. Sie hat kein Lehn genommen weder von den fränkischen Herzögen noch den Schwäbischen Kaisern, wie dies dargethan werden mußte bei den Ehepakten der Matildis Narbonetta mit dem Grimoald, Markgrafen von Caboun, denn meine Familie führte damals noch nicht den Namen Cabanis.“ Der Graf sprach, wie rührend es sei, alte Familienbande wieder neu zu knüpfen. Der Marquis behauptete sie seien eigentlich alle schon geknüpft; wenigstens wäre die Schleife da, wenn auch nicht der Knoten. Wie es gewisse Kreise in den fürstlichen, so gebe es eben dergleichen in den hochadeligen Familien, die bestimmt seien durch Heirathen wenn auch lange fremd, immer wieder zu einander zu kommen. Oft schwirrten die Kreise im Kometenlauf in Säkularbahnen; sie träfen aber stets nach ewigen Gesetzen in einem Punkt zusammen.

sammen. Der Graf erinnerte sich, als er in Selecta den Plato gelesen, wie dieser, grade dasselbe, was der Marquis von Familien angeführt, von den Individuen behaupte; wie die für einander Bestimmten, ursprünglich in einem vorgeburtlichen Zustande schon eins — ein Leib und eine Seele gewesen, wie sie dann getrennt, zwei ungleiche Hälften, in die Welt geschickt worden, um sich wieder zu finden zu einer Einheit, nämlich zur Ehe. „Der dunkle Wegweiser, der doch zum richtigen führt, ist die Sympathie, welche sich um so weniger unterdrücken läßt, jemehr die, welche sie nicht verstehen, sich Mühe geben sie verspottend, ihren Wirkungen entgegen zu arbeiten.“ Er schloß mit einem Lobe derer, welche sich ganz ihren Gefühlen, den dunkeln Stimmen der Ahnung hingaben; ein Lob welches ihm sichtlich schwer wurde, denn er verwickelte sich in der Durchführung und um ihm in einigen Widersprüchen Luft zu machen, nahm der Marquis rasch das Weinglas: „Auf eine glückliche Erneuerung unseres Familienbundes!“

Der Graf stand auf: „Von Herzen!“ die Gläser klangen hell. „Eugenie!“ „Etienne!“ riefen die Väter.

„Ihr zaudert?“ sprach der Graf.

Stephan betrachtete das Spiegelbild seines dunkelglühenden Gesichts im vollen Glase und schwieg.

„Warum sollen wir nicht anstoßen auf das Wohl unserer Väter?“ rief Eugenie mit klarer Stimme „Stoßen Sie an Etienne!“

Das Blut stieg und sank auf der Stirn des Offiziers, Eugenie, blaß und klaren Auges, zitterte nicht als der Rand der Gläser sich berührte. Sie nickte ihm freundlich zu: „Auch auf Ihr Wohlergehn!“

„Umarmen wir uns!“ rief erfreut der Marquis.

„In die Arme meine Kinder!“ wiederholte entzückt der Graf. Aber dem Beispiel der beiden Väter war nur Amelie gefolgt, die sich Eugenien um den Hals geworfen und auf ewige Freundschaft ihr einen Kuß gegeben hatte.

Als man das Zimmer verließ — trat Eugenie zu Stephan, der in das tief gewölbte Fenster sich zurückgezogen. Sie waren allein.

Die Gräfin reichte ihm die Hand. So hell hatte ihn nie ihr Auge angeblickt, so freundlich und heiter klang selten ihre Stimme.

„Lieber Etienne, wollen wir das Spiel dulden, was man mit uns spielt? Sie sind ein Mann und ich ein Mädchen, das man so wenig zum blinden Gehorsam als zur Verstellung erzog. Wir werden beide eine offene Sprache anhören können und ein weinerliches Gefühl soll uns nicht abhalten, das auszusprechen, was nur Wesen verschweigen, die sich keine Kraft zutrauen. Erst ließen wir uns beide hinreißen von einem Gefühl — genug davon, Sie sehen ich erröthe nicht, es zu bekennen. Ich war schwach damals, als sie glaubten, wir liebten uns, verschwor man sich gegen uns. Jetzt ist ihnen etwas anderes in den Kopf gefahren, und sie wollen, daß wir uns lieben. Ich

meine, wir verstehen uns, wir sind beide stolz, und so wenig damals ihr Widerstand, so wenig soll jetzt ihre Grille unsern eigenen Willen zwingen. Nicht wahr?“

Es war im Glockentone ihrer Stimme, in dem Glanz ihres von Aufrichtigkeit strahlenden Auges, ein etwas, das wie ein Blitz zündend ihm in die tiefste Seele drang und alle schlummernde Seeligkeit ins Leben rief. Und doch klang die Stimme zugleich wie eine Todtenglocke; ein Sieg lag in dem Blicke, doch nicht der Sieg der Schönheit, einer über die Neigung, der Sieg der Entsagung. Er preßte traurig die Hand an die Lippen.

„O nicht doch, Etienne,“ sprach sie; „für die Zärtlichkeit ist keine Zeit; für das Spiel müßiger Galanterie sind wir beide zu gut. Sie liebten mich; nicht wahr, das ist nun vorüber, Sie sahen ein, wie ich, daß es anders besser ist. Damals als die Flammen loderten in Hochkirch, nun da war es anders, wir träumten, wir schwärmten; die Flammen sind nun aus, wir lernten uns kennen, in einer langen Krankenstube, unsere Augen sprachen es längst aus, daß wir uns von nun an achten wollten, Freunde bleiben, recht gute Freunde. Sie sind ein Preuße, Friedrich ist, er soll, er muß Ihr einziger Gedanke sein. Der Held und König wartet auf Sie, und was würde er sagen, wenn es hieße, daß ein Sächsisches Mädchen Sie nur um einen Augenblick zurückgehalten

hätte. Geben Sie mir die Hand, daß Sie ein Mann sein wollen?"

„Edelstes Wesen!" rief er. „Nein, ich bin Deiner nicht werth. Sei es auch, daß die Hochgeborne den Dürftigen, Niedrigen zu sich erheben, daß sie vergessen wollte, welcher Schatten eines Bruders an seiner Ferse klebt, wie sollte ich der Reinen, die hoch über ihrem Geschlechte steht, muthig ins Auge schauen, der ich noch nichts gethan, was ihre Liebe verdienen konnte. Noch bin ich ein Verräther, ein Ueberläufer, noch haftet der Verdacht auf mir; noch that ich nichts, was mich in den Augen der Welt, in Friedrichs, in Ihren, Eugenie, über den Abentheurer erhebt. Ich wäre ein Verworfener, baute ich meine Hoffnung auf das Gold, das mir ein Sonderling zuwerfen will, und wie ich nicht aus Mitleid Ihre Gunst geschenkt möchte, so will ich verdammt sein zur Verachtung, die den Galeerensklaven verfolgt, wollte ich Ihren Besitz Familienverhältnissen, ja irgend einer Macht auf Erden verdanken, als mir selbst allein."

„Sie haben da häßliche Dinge gesprochen," — sagte sie nach einer stummen Pause, — „über die ich mit Ihnen rechten könnte, wenn Sie es im Ernst gemeint. Doch wozu das! Es ist vorüber; fragen wir nicht warum? Ueber Ihrem Krankenlager legte ich das Gelübde ab, daß wir uns trennen müßten. — Verstehn Sie wohl, wir bleiben Freunde — recht herzliche Freunde hoffe ich — und Sie — sein Sie Mann Etienne! — O, was zittern Sie, kein Thräne! Sie

gönnen doch nicht den Andern den Triumph. — Fest, fest, mein Freund, wir wollen uns auch verschwören gegen sie, uns nicht umgarnen lassen. Schlagen Sie ein zu dem Bunde —"

Halb reichte er sie hin, halb nahm sie die Hand, und drückte sie fest. Ein freundlicher, heller Blick zum Abschied aus dem großen Auge und sie verschwand. Sie durfte es keinen Augenblick später thun, denn vor der Thür brachen die Thränen um so ungestümer, je länger sie mit ihnen gekämpft, aus dem Auge, das kaum noch Heiterkeit erlogen. Die Heroin war ein schwaches, trostloses Mädchen.

Zehntes Kapitel.

Was ist ihm Preußen?

Es waren mehrere Tage in trüber Einsamkeit vergangen. Aus den verdrüßlichen Blicken der Väter, aus der Einsilbigkeit bei Tische, hätte man schließen mögen, daß sie von dem gewußt, was zwischen Eugenien und Stephan vorgefallen. Die Anspielungen blieben aus. Auch die Laune des Fräuleins schien versiegt, oder doch auf einen Kern gestoßen, der für ihre gesunden Zähne zu hart war. Im Rath der Alten, zu dem sie oft im geheim gerufen wurde, erklärte sie: eine Festung, die man nicht mit Gewalt nehmen könne, müsse durch Hunger gezwungen werden. Immer wieder abgeschlagene Stürme verriethen nur den Belagerten die Ohnmacht der Belagerer, und zeigten jenen, wie stark sie wären. Der Graf billigte das; Ausdauer und Zeitverlust lagen aber außer dem strategischen System des Marquis, welchen indessen andere Pläne eben

so sehr beschäftigten und die Versicherung des Fräuleins wenigstens beschwichtigte: daß sie sich einmal das Wort gegeben, sie müßten ein Paar werden, und was sie sich vorgenommen, habe sie noch immer ausgeführt.

Eines Tages fand Stephan den Marquis auf seiner Stube. Der Husar des Offiziers schien verlegen und stahl sich fort. Inmitten des Zimmers lagen seine Uniformstücke auf der Erde.

„Was soll das mein Vater?“ fragte Stephan.

„Du sollst sie zum letzten Mal getragen haben.“

Mit einer Heftigkeit, die sich selbst nur mit Mühe hielt, nahm Stephan den Dollman auf und küßte den gestickten Namenszug des Königs. Es war eine vollkommene Antwort für den Marquis.

„Wozu das nun mein Vater?“ fuhr er ruhiger fort, nachdem er die andern Uniformstücke sorgsam an den Nagel gehängt und den Staub abgeklopft. „Wir kennen uns doch. Sie kennen mich wenigstens, und wissen, wie mich selbst damals keine Drohung zurückhielt, als mich noch kein Eid an Friedrich band.“

„Ich drohe auch nicht; ich will vernünftig mit Dir reden. — Es ist aus mit ihm. — Bei Hochkirch ward er geschlagen. Bei Kay verlor er eine Armee. Bei Kunersdorf wurde er vernichtet. Torgau und Glatz sind über, Wittenberg ist über, Dresden ist über, Colberg fällt, er selbst liegt in Glogau, in Betten eingehüllt, er stirbt an den Füßen und kann die Arme nicht rühren —“

„So lebt doch sein Kopf.“

„Um ihn an die Wand zu stoßen, Varus gieb mir meine Legionen! ruft er —“

„Doch wohl noch nicht! Sein Geist fuhr in seine Generale. Fink —“

„Hat sich mit dreizehntausend Mann kriegsgefangen bei Maxen ergeben —“ rief der Marquis und hielt ihm einen erbrochenen Brief hin, den vor einer halben Stunde ein Eilbote aus Dresden gebracht.

Stephan entfärbte sich, indem er ihn durchflog. „Die Götter sind neidisch auf den größten Sterblichen.“

„Wo nun der Glorienschein, vor dem das blinde Volk auf die Knie sank? Es ist nicht mehr eine verlorene Schlacht, die durch eine zweite reparirt wird. Jetzt ist er geschlagen in der Meinung. Er ist nicht mehr der Unüberwindliche in Europa, der Alexander fand sein Babylon, der Cäsar die Säule des Pompejus, der Karl sein Pultava; noch ein Schach und er ist matt.“

Stephan riß den Säbel von der Wand, zog ihn halb aus der Scheide und drückte den Metallgriff an die Lippen. „So wird er nicht allein stehen in seiner letzten Stunde, wenn sie kommt.“

Die Bewegung schien dem Marquis nicht zu mißfallen. Er nickte ihm zu: „Ich ließ Dich strenge erziehen, damit das Eisen aus der Schmiede käme, wenn ich es brauchen will. Es ist gut; aber vernünftig, Etienne, laß uns ruhig die Sache überlegen.“ — Er

setzte sich, und lud den Offizier ein neben sich. „Du siehst, es geht zu Ende; seine Bewunderer und Neider, auch seine eigenen Generale, die hartnäckigen Degenknöpfe wie die Erleuchteten, glauben es. An Friede ist nicht zu denken, es giebt Keiner nach. Wer weiß, ob ein rascher, ehrenvoller Schlag es ausmacht, man wird ihn sich aufreiben lassen; er wird verglimmen wie der Docht einer Lampe, denn das Oel fehlt. Willst Du so mit auslöschen? Was ist Dir Friedrich?“

„Was mir Friedrich! O mein Vater, fragen Sie jenen gemeinen östreichischen Soldaten, einen guten Patrioten für seine Kaiserin, der in die Hände klatschte, als der Geschlagene, Verfolgte, Umringte, wie ein Blitz durch seine Feinde fuhr und gerettet war. Was war ihm Friedrich? — Was ist Friedrich ganz Europa, das mit ihm jubelt wenn er siegt, zittert wenn er verliert? Gellt Ihnen nicht der Jubelruf der Freude noch ins Ohr von dem fabelhaften Roßbach? Warum, fragte ich mich oft, als ich noch für Theresiens Sache glühte, warum zwingt er auch seine Feinde zur Bewunderung? Warum hängen sich grade an ihn die Gewaltigen wie ein Hornissenstock, warum blickt jeder freie Sinn hoffend und wünschend auf den Einen? Weil es nur der Eine ist, weil er so hoch fliegt, weil er so kühn will, weil er so klar sieht, daß sie Alle zu Schanden werden und in Neid und Furcht zusammenschrumpfen vor dem Helden des Lichtes. — Vater, Sie können ihn hassen, aber auch Sie müssen ihn bewundern.“

„Gut, Etienne,“ fuhr der Marquis im ruhigen Tone von vorhin nach einigem Besinnen fort. „Ich lasse das Licht gelten. Doch wo einmal ein solches Licht geleuchtet, wird es nicht wieder finster; wo einmal ein hellerer Geist durch das Dunkel vergangener Jahrhunderte sich Bahn gebrochen, da weiß man wie es aussieht, es bleibt hell. Er war kein Zauberer, er war nur das Werkzeug eines mächtigern Willens. Es mußte so kommen und es wird noch mehr kommen, mag dann Friedrichs Name noch auf der trunkenen Zunge entzückter Weiber schweben, oder Gras wachsen über seinem verwitterten Leichensteine. Die witzigen Philosophen in Frankreich räumen nach ihren Kräften so viel und mehr als er auf unter den alten Spinneweben, und die Aufklärung wird siegen, mit und ohne Friedrich. — Laß dich nicht blenden vom Namen. Ist er todt, so ersetzt ihn ein anderer —“

„Und wer ersetzt ihn für Preußen?“

„Was ist Dir Preußen? Du weißt kaum mehr wie es aussieht.“

„Aber ich weiß, was es geworden! Tausend Stimmen der Weltgeschichte rufen mich hin und rufen mir zu: Preußen in Europa! In dem alt gewordenen Welttheil, wo das reiche, üppige Italien, das hochherzige Spanien, der schwedische Norden, untergingen, in sich selbst zerfallend, da stampfte auf angeschwemmtem Sande, am dürftigen, kalten Meere, zwischen düstern Kiefernwäldern, trägen Flüssen und monotonen Seen der Fuß eines Königs ein Volk aus

dem Boden, dessen Namen man kaum gehört, und auf Sandschollen gründete Friedrich einen Staat, der der Welt in seinem Jünglingsalter schon Gesetze gab. Und lebte kein Friedrich mehr, ich hätte keine Mutter, keinen Vater mehr in Berlin, doch priese ich mich glücklich, daß ich als Preuße geboren wurde —"

„Eigensinniger Bube!" — rief der Marquis, der schon während der Rede aufgesprungen war. Die Arme verschränkt dastehend, fuhr er fort: „Was ist dies Preußen? Eine große Lüge. Eine schwindsüchtige Gesundheit, eine geschminkte Schönheit, ein massives Schloß von übertünchter Leinewand. Auf Gruben steht das Gebäude im Flugsand. Wer hält den stolzen Bau ohne soliden Boden? — Nur der Eine der ihn gemacht hat. Wenn er todt ist, sinkt der künstliche Staat von selbst zusammen und der erste Wind aus Ost oder West, stürzt ihn und weht den losen Staub über die glänzenden Trümmer. Throne muß man fester bauen, als in Ufersand, wo kaum Schilfgras gedeiht."

„Das sind Fragen für die Zukunft."

„Ich will aber in die Zukunft fragen, Herr Sohn."

„Vorwärts, Vater, heißt die Losung aller Hohenzollern."

„Wenn nun aber mal Einer das vergäße, und seitwärts riefe, oder gar rückwärts? Wenn nun einmal Einer nicht mehr das Mark in sich fühlte und nicht spräche: Selbst ist der Mann, wenn er die Majestät nicht mehr in seinem Degen und in den guten Werken suchte, sondern in einem medischen Purpur

sich hüllte, einen Nymbus um den Kopf zöge? He da Herr Sohn, woran scheiterte Alexanders Reich?" —

„Daß er vergaß, daß er ein Macedonier war!"

„Heda, wenn Friedrich zehn Enkel hat, wird der Eilfte sich nicht betten wollen auf dem alten Ruhme, wird er nicht vergessen wollen, daß er Tag und Nacht fort arbeiten muß, um zu erhalten? — Herr Sohn, was dann?" —

Etienne schwieg.

„Wär's dann nicht aus mit dem Preußen, was wir lieben? Antwort Herr Sohn."

„Dann hat es doch gelebt, Vater, und es war ein schönes Leben, und was gelebt hat, lebt ewig fort für die Geschichte; wir aber leben noch mit, und unsre Söhne werdens auch noch und unsre Enkel und Urenkel. Darum fort mit den trüben Ahnungen."

„Etienne, ich drohe nicht, ich bite Dich — ich beschwöre Dich — wie ein Vater bitten kann, dringe ich in Dich. Ich habe große Hoffnungen auf Dich gebaut. Wenn ich Dir auch nicht nahe war, Du warst mir immer nahe. Unsre Schiffe fuhren auseinander, der Wind trennte sie auf der hohen See; doch verlor ich Dich nie aus dem Aug; ob der Ozean stürmte oder spiegelglatt silbern flimmerte im Sonnenlichte, Dein weißes Segel sah ich am fernen Saum des Horizontes, oder auf dem Schaum der thurmhohen Wellen, und mein Herz folgte Dir stolz und bang. Etienne, mein liebstes Kind, steure nicht eigensinnig gegen

eine Klippe, Du bist es nicht allein, auch meine Hoffnung führt das stolze Schiff."

„Vater, Sie haben keine Gründe, die mich bewegen könnten —"

„Auch nicht, wenn ich Dir sage, daß Du kein Preuße bist, daß Dein Vaterhaus nicht in Berlin steht, Deine Voreltern nicht in den Kirchen dort beteten, ihre Gebeine nicht in den Grüften ruhen, wenn ich Dir sage —"

„Halt!" rief Stephan. Eine Todtenblässe hatte sein Gesicht überzogen; dann kehrte das Blut verdoppelt zurück. Er faßte des Marquis Arm und seine Augen hafteten scheu auf den Lippen des Angeredeten, indem er mit bewegter Stimme, aber tonlos sprach: „Wenn Sie etwas aussprechen wollen, was meine Mutter kränkt, schweigen Sie. Ist es, was die Ahnung mir aufdrängt, lassen Sie den Schleier über dem Geheimnisse und wenn er mein Glück verdeckt. Ich habe kein theureres Erbtheil aus dem Vaterhause als diese Erinnerung."

Der Marquis blickte ihn eine Weile stumm an, die Thränen drängten sich zwischen den grauen Wimpern vor. Plötzlich flog er an seine Brust und preßte ihn stürmisch daran.

„Du kannst mit Ehren an Deine Mutter denken, und Du wirst der Stolz Deiner Mutter sein."

Sein Herz war bewegt. Er schien mit etwas zu kämpfen, auf den Lippen schwebte eine Mittheilung, zu der er nur die Aufforderung abwartete. Doch Ste-

phan kam ihm nicht entgegen. „Lassen Sie ruhen, was so lange geruht hat — es ist jetzt nicht Zeit an sich selbst zu denken. Erlaubt es mir das Kriegsglück eile ich nach Berlin —“

„Und Du nimmst meinen Segen mit,“ rief der Marquis, küßte ihn zum Abschied noch einmal auf die Stirn, und drückte ihm, wie symbolisch den Dollmann an die Brust. „Meinethalben auch das.“

Es war nichts Außerordentliches, wer den Marquis kannte; und doch bewegte es mehr als je den jungen Mann. Es trieb ihn ins Freie. Die Sonne eines ungewöhnlich warmen Herbsttages that ihm wohl. Die Luft hauchte erfrischend auf seine heißen Wangen. Er ging unter den Linden des Dorfes auf und ab. Der Friede schien hier zurückgekehrt, die Besorgniß entwichen, die Kinder spielten in der Sonne, die Weiber trockneten Wäsche. Man grüßte ihn freundlich, denn auch er war es gegen Alle gewesen und seine Besuche in den Hütten der Dürftigen hatten ihm die Herzen geneigt gemacht.

Das trockne Laub knisterte unter seinen Füßen, es folgte ihm vom Winde getrieben auf seinen Tritten und er folgte dem Windzuge. Er führte ihn zu den Hecken hinaus. Der heitere blaue Himmel glänzte nieder auf die weiten Stoppelfelder, einzelne Lerchen trillerten in der Luft, in weiter Ferne grüßte ihn der blaue Gipfel der Landskrone. Es war ein Sonntag im Kalender und ein Sonntag in der Natur. Er hätte sich auf sein Pferd schwingen mögen, nicht dies-

mal ins Gemetzel, sondern um die weite, lachende Welt. Die Flügel der Phantasie trugen ihn über Kieferwälder und Sandflächen gen Norden. Er setzte über die Elbe. Wie die Landskrone in blauer Ferne, grüßten ihn alte, bekannte Hügel, — die Müggelberge mit ihrem spitzen Nadelholz, der blaue weite See zu ihren Füßen, mit dürftigen Resten dürftiger Sagen. Er hörte die Mühlen um Berlin klappern, der Marienthurm stieg auf, er sprengte durch die Straßen, er suchte nach dem Kinderschlitten, den er stehn gelassen — sein Herz klopfte, als er dem Vaterhause sich näherte. Es stand noch auf dem alten Flecke. Die Thür war verschlossen, Gras wuchs auf den Schwellen, es war so einsam todt ringsum. Wer öffnete ihm wenn er anklopfte?

Da schlug ein Hund an. Es war ein grimmiges Thier, das sich halb aufrichtete und dem träumenden Spaziergänger knurrend die Zähne wies. Es bewachte einen schlafenden Mann, der, das Gesicht auf dem Arm, gegen den Zaun gekehrt lag. Die gebräunten bloßen Füße lagen im Staub der Straße, ein Knittel, ein Bündel Lumpen und die Stiefeln neben ihm. Die Hand, mit den Spuren harter Arbeit war offen; und doch widersprach der Riesenleib, der feste Muskeln- und Knochenbau, die breite Schulter, der nervige Arm, der Vorstellung: daß sie nur offen sei für milde Gaben. Er athmete tief. Der ganze Leib bewegte sich. Nur wer nichts zu verlieren hatte, konnte auf diesem Bette, das täglich hundert Füße niedertraten, auf diesem Kissen von

Staub, auf diesem Pfühl von Nesseln so gesund schlafen. Die Ameisen, deren Schloß sein Ellbogen eingedrückt, störten ihn nicht, die Käfer summten vergebens um sein Ohr; träumte er, so war doch ihr Flügelschlag zu schwach, um den Flug dieser derben Träume zu stören. Nicht einmal auf den Erndtewagen, der seine Füße rädern mußte, wenn er vorbeifuhr, hatte der Sorglose geachtet. Daß man ihm seine Stiefeln nicht nähme, dafür wachte der Hund.

Daß Stephan nicht in der Absicht stehen geblieben, schien das Thier zu begreifen, indem es mit ersticktem Geknurr sich wieder hinlegte, doch mit den klugen Augen den Fremden nicht verlassend. Der Wind häufelte welkes Laub über den Schlafenden. Wie viele Stürme, rauhe Herbste, strenge Winter mochten über ihn hingestrichen sein, und sie hatten dem Starken so wenig angethan als die gelben Lindenblätter. Wie viele standen ihm noch bevor! Und was errang er, indem er ihnen widerstand. Jahr um Jahr? — Er hungerte und durstete um sich dann einmal satt zu essen. — Er fror um einmal warm zu schlafen auf der Ofenbank. Er ging barfuß durch die Welt bis die Füße zu schwach wurden. — Was konnte ihn berauschen, daß er den grauen Schnee für Frühlingsgrün, den dürren Bäumen goldene Früchte ansah? — Welches gaukelnde Gefühl konnte ihn stärken, beleben zum sauren Wege diesseits der Grube — welche Aussicht drüber weg! Durchwärmte ihn das Bild einer Geliebten,

liebten, erhob ihn die Begeisterung für einen großen König, für das Vaterland, das Licht? —

Was drängten sich ihm diese Vorstellungen bei dem Einen auf, er hatte schon viele Unglückliche gesehen? Und war denn grade dieser unglücklich? — Er bückte sich, einen Thaler in die offene Hand gleiten zu lassen. Der Hund fuhr auf; seine Zähne grinzten ihm ins Gesicht, der Thaler war nebenbei gefallen, als der Offizier zurück fuhr. Es hatte ihn nicht ein Blick getroffen, denn der Mensch schlief fest, der Kopf lag im Schatten des Zaunes, er konnte auch nichts gesehen haben; aber es war, als hätte eine betäubende Pflanze dort ihn angehaucht. Er strich sich die Stirn. Es war ihm, als müsse er sich wieder bücken, aber der Hund fletschte ihm noch immer die blendend weißen Zähne. Er hätte den Hund mit einem Steinwurf fortjagen können. —

So stand er noch, als ein leichter Jagdwagen den Weg gefahren kam. „Was machen Sie da?" rief ihm der Graf herunter. „Nichts, gar nichts," antwortete er hastig, und trat, daß sein Schatten auf den Schlafenden fiel ihnen entgegen. „Sie sollten mit uns fahren, die Luft ist schön. Wir wollen nur die Verwüstungen im Forste aufnehmen," rief ihm der Graf zu, und ehe er wußte warum, hob ihn der Förster in den Wagen. Der Graf war gesprächig, der heitere Tag schien seine Besorgnisse verscheucht zu haben. „Es hat seit lange nicht gebrannt, das Gesindel muß sich verzogen haben, und ich freue mich, wie

meine Bauern schon so ruhig geworden sind, daß sie sich auch freuen, nämlich auf heut Nachmittag, wo ein Bärenführer seine Künste produziren will.“ — Stephan hörte nicht zu, er behauptete der Wagen ginge ihm zu schnell; dann, als der Kutscher im Schritt fuhr, es würde ihm zu weit, die Waldluft bekomme ihm nicht. Er war eben so schnell, als er der Einladung gefolgt, wieder herunter und auf dem Rückwege. Die Mahnung des Grafen, der ihm nachrief, er möge nicht so laufen, das sei schlimmer als ein rasches Fahren, mochte er nur mit halbem Ohre hören, wenigstens folgte er ihr nicht.

„Haben Sie eine Erscheinung gehabt?“ fragte ihn Amelie bei Tische. „Du siehst blaß aus,“ bemerkte scharf der Marquis.

„Es war nichts —“ antwortete Stephan, und fügte hinzu, als setze er voraus, daß man seiner Betheurung nicht traue: „Ich kann Sie versichern, ich habe mich getäuscht, es war nichts. Sie müssen mich noch immer für einen Fieberkranken halten, wenn auch mein Körper gesünder ist als der alte Feldscheer zugiebt, und es ist nicht gut, wenn man zu genau von allen Phantasieen eines Genesenden Rechenschaft verlangt.“

„Es regt nur auf, was schlummern gehn sollte,“ bemerkte Eugenie.

„Wir dürfen also bald den Durchmarsch des Kuirassier-Regiments * * * erwarten?“ unterbrach zum Grafen gewandt, Stephan das Gespräch.

„So meinten die Fouriere. Es soll mir ein Vergnügen sein unsern alten Freund und ehrenwerthen Feind, den Major, der es jetzt als Obrist kommandirt, wieder zu begrüßen, obgleich ich es ihm nie vergebe, wenn er Sie uns mitnimmt. Sie sollten noch einige Wochen bleiben —“

„Keine Sekunde! rief Stephan. Nur die Preußische Trommel fühle ich, wird die noch entwichenen Lebensgeister wieder zurückrufen. Es wäre besser für mich, ich wäre schon dem Freikorps gefolgt.“

Ein Blick Eugeniens traf ihn. In dem Augenblick ließ sich draußen eine Trommel vernehmen. Sie zückte zusammen: „Mein Gott, was ist das?“ Einige sprangen ans Fenster.

„Das ist keine preußische Trommel“ — sagte der Offizier — und doch —“

Der Graf kehrte lachend zurück: „Keine Unruhe meine Freunde. So viel der Staub zu sehen erlaubt, ist es der Bärenführer. Die Trommel mag eine preußische sein, sie ist aber etwas degradirt. — Wie Du blaß bist mein Kind! Woran denkst Du?“

„Ich dachte an den Augenblick,“ entgegnete Eugenie, „an jenen Abend, wo auch die preußische Trommel von der Straße wirbelte.“

„Vergessen wir Alles, was hinter uns liegt,“ sagte Stephan, „und denken nur an das vor uns.“

„Alles!“ warf Amelie ein. „Das wäre doch schlimm. So fiele ja auch das, was wir noch thun wollen, bald in dieselbe Klasse des Vergangenen, und

was sollte uns Muth machen weiter zu arbeiten? Für uns Frauenzimmer wäre die Maxime noch erträglich, zum Exempel wenn dabei auch die Jahre ins vergessene Register kämen, aber für Helden, die um den Ruhm, alles was sonst das Leben interessant macht, in die Schanze schlagen, paßt sie nicht."

Der Marquis griff in das Gespräch ein, sich erst für das Pro, dann für das Contra ereifernd, zuletzt kam er darauf hinaus, der Ruhm wäre eitel, auch Kronen könne man vergessen, aber keine Ehrenkränkung. Denn von einem Bogen Papier, von einem weißen Kleide, so wohlthätig der Anblick sei, bliebe doch nichts so vor dem Auge schweben als ein Fleck drauf. „Nur daß alles Weiße," warf der Graf ein, „chemisch zersetzt, nichts als ein glänzender Fleck ist, hinter welchem der Stoff zur Fäulniß da liegt, wie der Schnee, das aller glänzendste Weiß, sich im Frühling in Koth auflöst." — Stephan wieder in Gedanken verloren, fragte dazwischen, ob man nichts vom Rittmeister Izwitz wisse? Amelie behauptete ein so zerstreutes, häßliches Tischgespräch noch nicht gehört zu haben und meinte, die Serviette hinwerfend, man solle lieber zum Bärenführer gehen, denn der Witz der Affen verspreche mehr Unterhaltung als der der gelehrten und tapfern Kavaliere an der Mittagstafel.

Die Gesellschaft nahm halb unbewußt den Vorschlag an, vielleicht mehr durch den Tumult im Dorf als Ameliens Worte hingelenkt. Die Hohlstraße zwischen den Linden, in der Nähe des Kretschams bildete

den Hauptschauplatz, zu dem ein rothjäckiger Affe auf dem Rücken eines Kameels, das ein Trommelschläger führte, einlud. Die Dorfjugend stürmte lärmend hinter den drei Thieren her, denn der polnische Sclav, ungeschickt wie sein Bär, mochte kaum, eingehüllt den ungelenken Körper in einen alten schmutzigen Pelz, die ungelenken Füße in ungeheuren Wasserstiefeln und über dem fettigen schwarzen Haar eine ungeschlachte Bärenmütze, auf höheren Rang in der Thierwelt Anspruch machen als das Kameel mit seinem ehrenfesten Tritte; und im Vergleich zu dem zierlichen kleinen Affen, der auf dem Rücken desselben Aepfel fing, fraß und den Knaben zuwarf, trat der Mensch fast allzusehr in Schatten. Die Mittagssonne einiger heitern Tage hatte den Sand des Bodens pulverisirt und die Staubwolken um die Tritte des Kameels machte den Spaziergang so wenig angenehm, als das Schauspiel selbst es für die feingebildeten Zuschauer zu sein versprach. Sie lächelten sich auf ihrem erhöhten Schauplatz unter den Linden an, der Graf bemüht durch ein Gespräch mit dem Marquis seine Nichtaufmerksamkeit für die Sprünge an den Tag zu legen, während jener darzuthun suchte, daß die Affen im südlichen Europa zu Hause sein könnten, wenn man etwas auf ihre Kultur verwenden wollte. Nur Amelie amüsirte sich, zum Verdruß ihres Schutzherren und vielleicht um so mehr als er ihn verrieth, dem geschickten Thiere Näschereien zuzuwerfen. „Sollte man große Affen nicht zu guten Soldaten abrichten können?“ fragte sie, sich zu

Stephan umwendend. Der Preußischen Erziehung, müßte, dünkt mich, alles möglich sein, und der Stock könnte doch auch hier einen patriotischen Trieb erwecken.“

Stephan achtete nicht darauf; sein Auge verfolgte einen Hund, der sich dann und wann im Circus sehen ließ, halb als freiwilliger Zuschauer, halb als Wächter. Er trieb den Affen hinauf, wenn er Miene machte vom Kameele herunter zu springen, und fuhr selbst wohl mit einem Satz auf das geduldige Thier, eben nicht zur Freude des armen Affen, welchen des Hundes kluge Augen dicht vor seinem possirlichen Gesicht in nicht geringe Angst versetzten.

Die Kunststücke der Thiere boten so wenig als die deklamatorischen Erklärungen ihrer Führer etwas Besonderes; obschon die Bauern und ihre Kinder sich kaum durch die Anwesenheit der hohen Zuschauer zurückhalten ließen, ihr ungeheures Erstaunen in allerlei Worten und Tönen laut zu machen. Die Mütze ging umher und kam natürlich schwerer zurück als ihr Eigenthümer bei einer Dorfvorstellung erwarten konnte. Nun sollte dafür auch noch etwas Außerordentliches Trumpf und letzte Zugabe werden. Beim Schall der Trommel und einiger verstimmten Blasinstrumente wurde der Bär aufgefordert sich über seine Kräfte anzustrengen. Petz indessen, schon ermüdet durch die Tagesarbeit, schien zu meinen, daß er für den gewöhnlichen Lohn bereits genug gethan, und von dem außerordentlichen doch nichts abbekäme. Er wollte

so wenig den Worten als der Musik gehorsamen. Der Führer riß ihn an der Kette, er zauste ihn am Ohr; der Bär hielt es für gerathener sich in den Sand zu werfen. Als ihm sein Tanzmeister hierhin folgte, entstand eine Contension, die jedem minder abgehärteten Körper als dem seines Lehrers äußerst gefährlich werden können, allen aber es insofern wurde, als sie einen unermeßlichen Staub aufwühlte. „Schlag zu! Schlag zu!" schrie der Liegende seinen Kamraden an, und dieser folgte der Anweisung in dem Maße, daß die Wirkung bei jedem andern als dem Bären statt des gewünschten Aufstehens das Liegenbleiben gewesen wäre. Das Kreischen der Dorfjungen, das Grunzen des Bären, die Schläge, das Geschrei der Führer das Stöhnen des Kameels, das Klaffen der Hunde, und die Mißtöne der Instrumente harmonirten mit den Staubwirbeln, man konnte nichts sehen und nichts hören und die Gesellschaft wandte sich instinktartig zugleich von dem unangenehmen und empörenden Schauspiel ab.

Ihnen vorangegangen waren indessen bereits der Marquis und Stephan: „Ich kann das Prügeln nicht sehen," rief dieser.

Der Marquis sah ihn hell an und drückte ihm kräftig die Hand: „Du bist doch von meinem Blut. Morgen, Etienne, sollst Du erfahren, was noch keines Menschen Ohr gehört und noch keines Menschen Zunge ausgesprochen."

„Morgen“ — sagte Stephan, er sagte es vielleicht nur um etwas zu sagen — „morgen oder übermorgen meinte der Schulz kommen die Kuirassiere.“

„Dann um Mitternacht erwarte mich,“ flüsterte der Marquis ihm zu, als die Gesellschaft sie eingeholt. Man trennte sich nicht wieder bis zum Abendessen.

Eilftes Kapitel.

Feuer überall.

„Wer ich bin? — Was liegt daran, wer ich bin? rief Etienne laut, die starren Augen auf die dunkle Wand gerichtet, als wolle er dort Antwort lesen auf seine Frage. Das Licht mit seinem flimmernden und schon verkohlten, langen Docht warf ungewisse Schatten auf die zerrissenen Tapeten. Sein Mantelsack lag auf dem Stuhl, der Säbel daran, die Pistolen vor ihm auf dem Tisch, er selbst lehnte, wie müde vom Einpacken, sich auf dem violettsammtenen Kanapé.

Die Gedanken, vielleicht auch müde, wurden nicht mehr alle zu Worten; sie erstarben allmälig in halb artikulirte Laute. — „Nach hundert — nach fünfzig — zehn — ach schon nach fünf Jahren, wie viel Namen leben dann noch von allen, die jetzt aus dem großen Strome auftauchen! Wie wenige notirt der Kriegsrapport, und wie wenige von den wenigen trägt die

Geschichte in ihre Bücher! Nach tausend lebt von seinem ganzen Heere kaum mehr als Friedrich. Ein großer Mann ist ein Magnet, ein gefräßiges Thier, er zehrt die auf, die ihm nicht gleich kommen an Stärke und schwillt von ihrem Rufe. Es ist der eine Herkules, der, wie sie meinen, von den Thaten der zwölf andern zum Riesen wurde. — Und was lohnt sichs da noch für sich zu arbeiten! Sich für sich hervor zu thun? Um seinen Einzelnamen besorgt sein! Wir Alle wirken für einen Andern, der Andere für einen Andern, und wo ist das Ende und wo das Auge, das in uns mehr sieht als Zähne eines ungeheuren Rades, das wir selbst nicht bemerken. — Und warum klopft nun doch mein Herz zu erfahren, wer ich bin! daß ich ein Andrer bin als ich glaubte, Recht auf einen andern Namen habe! Werde ich nun ein Andrer, als ich bin, wirft es ein Quentchen in die Wagschaale meiner Glückseeligkeit oder warf ich eines in die große Wagschaale der Welt? — Und doch rede ich die Bangigkeit nicht weg, doch läßt sich die thörige gaukelnde Hoffnung nicht verscheuchen von der sonnenklaren Vernunft und dem eisernen Willen."

Er schloß die Augen, aber der Sturm im Kamin, oder die innern Bilder ließen ihn nicht schlafen. Er sprang auf, nahm den Säbel, ließ das silberne Portepée durch die Hand gleiten und stellte ihn auflachend wieder hin. Doch das Auflachen und das Selbstgespräch sollte nichts sein als ein Wegreden der drängenden Empfindungen: „Daß ich das Silber am Griff tra=

ge, daß ich Lieutenant bin, Rittmeister werde, Major, vielleicht General — und würde ich noch eines Fürsten Sohn — der erste Preuße, den der erste Schuß traf in diesem Kriege, er ist so viel wie ich. Er füllt eine Grube und die andern marschiren drüber weg. — Dort liegen die Gebeine von fünfzig, dort von hundert Tapfern; ihr Hirn spritzte umher — es war gräßlich, erhebend zu sehen — die Bauern sprechen noch davon bis ein neues Gefecht die Erinnerung auslöscht. — Es ist nicht Raum in der Welt, so groß sie ist, für unsern Ruhm. — Und was hat die Begeisterung voraus! Daß ich an Friedrich denke, an das Vaterland, und jener Musketier an die Brandweinflasche und das reiche Dorf, wo er sich einquartieren will! Und was das hohe Gefühl, daß wir bluten und und untergehen für einen Gedanken, an dem kommende Geschlechter zehren sollen! Der Bursch ißt und wird satt — trinkt und wird lustig. Ich —"

Die Stubenluft war ihm zu beklommen. Er riß das schräg viereckige Fenster des Thurmes auf, in den seine Stube auslief. Es war lange nicht mehr der heitere Himmel vom Mittag. Die Staubwirbel vom Abend waren schon die Vorboten eines Sturmes gewesen, der jetzt schwere Wolken über den Horizont jagte. Er schien im Wachsen. Die milde Luft war in Nachtkälte übergegangen; nur abwechselnd sah man die Sterne und die schwache Scheibe des abnehmenden Mondes. Die Lindenwipfel in der Dorfgasse stöhnten an einander gepeitscht, unter ihm zitterten die zarteren

Obstbäume, mehr geschützt von dem ehemaligen Schloßgraben, den man in einen Obstgarten verwandelt. Es pfiff und sauste in den Dachrinnen des winklichen Gebäudes über ihm und um ihn, und die Dachziegel flogen kollernd in das Geäst der Fruchtbäume.

Die Musik des Sturms war ihm nicht unangenehm. Dem losen Ziegelsteine aus der Mauer, welchen eben ein stärkerer Wurf in den Graben schleuderte, ließ er einen zweiten, einen dritten folgen, die ganze Mauer mußte umstürzen. Die Bretterhütte worin die Sprützen aufbewahrt, gab krachend nach. Es mußte mehr zerstört werden. Eine alte Linde stürzte und quetschte das Moosdach des Büdners, die vier Pfähle wichen aus ihren Fugen. Nun hatte der Sturm Raum, die Linden gaben nach, eine drückte die andere nieder; ein Wald lag zu Boden, die festeren Gebäude krachten, ein neuer Stoß, sie sanken, ein dritter räumte die Trümmer weg. Er ging weiter in dem Werk der Verwüstung; es mußte licht vor ihm werden, und folgt die Wirklichkeit so schwer dem Spiele der Phantasie? der Orkan sauste über die Felder, die Fichtenhaide sank, er fegte sie fort wie Splitter, der blasse Mond lachte wehmüthig, die aufgewühlten Quellen und Bäche murmelten über das große Bett der Zerstörung, er aber zerstörte weiter, Dörfer, Schlösser, Städte, Berge. Er glaubte alles verwüstet, aber auch die Kräfte der Phantasie erschöpften sich, denn als die blaßrothe Sonne in gelben Windwolken aufstieg, stand da noch ein Haus mit steinernen Stufen, das Haus

lag in einer Straße, die Straße in einer Stadt mit hohen Thürmen und die Windmühlen klapperten. Das Haus aus weiter Ferne stand doch plötzlich vor ihm, wie drüben am Obstgarten. Er selbst stand auf den steinernen Stufen davor, er hielt den Eisenklopfer in der Hand und hätte jetzt alles darum gegeben, wenn er nicht angeklopft. Gern wäre er fortgelaufen, aber er stand eingewurzelt am Boden und schon hörte er Tritte schlorren über den langen Flur. Da schlug es drei Mal an — drei Viertel auf Zwölf, doch nicht von dem Marienthurm, nicht von der Wanduhr in der Putzstube seiner Eltern, sondern oben von der Erkeruhr im Schloß. Rostige, langsame Schläge; er hörte oder glaubte sie zu hören, die Gewichte, die eisernen Räder.

Der Traum war fort, Berlin versunken, die Lindenallee, das Dorf, die Mauer stand da, aber vom Gange her kam etwas, langsam, ungewiß, ein Männertritt oder der Fuß eines Geistes, oder ein Lufthauch. Nein es war wirklich, es berührte seine Thür, es pochte leise — sein Schicksal pochte, ihn dünkte sogar, es seufze. — Aber, und wenn es, ein blutrothes Gespenst, der dürrbeinige Tod mit dem Stundenglase, an der Schwelle gestanden, er mußte es sehen, wissen: w e r e r w a r? Die Entscheidung konnte nicht fürchterlicher sein als die Erwartung.

Er drückte die Thüre auf und sah nichts. Er nahm das Licht, der Marquis war nicht zu entdecken, aber ein Hund drehte sich auf der Schwelle um, sein

kluges Auge leuchtete ihm entgegen. Dann fuhr er mit einigen Sätzen in der Stube umher und schnupperte in den Winkeln. Stephan kannte den Hund, er bemühte sich vergebens das unruhige Thier anzulocken; als es nicht fand was es suchte war es ebenso schnell zur Thür hinaus verschwunden, ehe noch der Offizier sie vor ihm schließen konnte. Er horchte, das Aug an der Thür, aber er hörte nichts. Der Sturm heulte durch das Gebäude und alle Thüren zitterten in ihren Angeln. Nachgehen mochte er nicht, er sagte sich: weil er den Marquis erwarte.

Es war eine Pause in dem Sturm eingetreten. Der Marquis kam noch nicht. Die dunklen Baumwipfel draußen athmeten vom Schreck auf und doch schwankten sie noch wie Wellen der Nacht; die Krähen flatterten ächzend umher und wagten noch nicht wieder unter den Aesten ihr Bett zu suchen. Nur wenige Sterne blickten trüb vom Firmament herab, doch je länger das Auge in das Dunkel sieht, um so mehr inneres Licht strömt auf die Finsterniß aus. Stephan glaubte Gestalten unter den Lindenbäumen zu erkennen; ihm dünkte sie bewegten sich her und hin von der Schenke, wo die Bärenführer einen ungewöhnlichen Zulauf zu dem sonntäglichen Tanze am Abend verursacht. Die Musik hatte bis in die Nacht gedauert, nun aber war es längst still. Dort fiel ein matter Mondenstrahl auf die Kalkwand des Hauses. Es huschte etwas Dunkles herab aus der Bodenluke, — wieder etwas — noch etwas. — Er strengte die Au-

gen an. „Und es ist doch wieder Traum!“ Er rieb die Augen, und jetzt schien es wieder verschwunden, und jetzt wieder zu leben unter den Bäumen.

Es faßte ihn etwas auf die Schulter. „Etienne!“ Der Marquis stand hinter ihm.

„Siehst Du's?“ fragte seine bewegte Stimme leise. „Nein, von hier nicht. — Komm dort an's Flurfenster.“ Er zog ihn mit.

„Ich sehe hier nichts.“

„Dort — das Licht —“

„Das ist kein Licht.“ Es schoß eine Helle in die Höhe — eine rothe Glut fuhr sich kräuselnd über die Büsche.

„Etienne, wo ist das?“

„Die Schäferei.“

In dem Augenblick riß es an der Thorklingel. „Feuer!“ schrie eine Stimme, und die Dunkelheit wiederholte es vielstimmig. „Feuer! Feuer!“

„Wie kommt da Feuer hin?“ rief der Marquis rasch, während Stephan eben so rasch zurückspringend den Säbel umgeschnallt hatte.

„Sorgen Sie dafür, daß die Sturmglocke geläutet wird!“ Er flog die Treppe hinunter, stieß die Stallthür ein, riß seinen Husaren vom Lager und schrie während er sein Pferd selbst von der Krippe losband; „In die Kleider! Zu Pferde! Was Arme hat zu den Waffen! Es brennt!“

Es mochte doch Minuten dauern, ehe das Pferd gesattelt, rücklings herausgezogen, der Thorflügel ge-

öffnet war und er mit den rüstigsten unter der Dienerschaft hinaussprengte. Das Schloß war schon in Allarm, Licht in den Damenzimmern. Er hatte keine Zeit sich mehr als einmal umzusehen, wie der Flammenschein das Negligé der zum Fenster ängstlich Hinausblickenden röthete. Auch an den Dorffenstern zeigten sich schon Lichter, man rannte durch einander auf der dunklen Gasse, die Sturmglocke, an einer Stange mitten in der Dorfstraße, läutete. „Nach der Schäferei!“ rief es und die Ketteneimer rasselten in den Brunnen nieder. Es war der Marquis, der am Strick der Glocke zog und in seinem Eifer selbst Stephan nicht erkannte, der an ihm vorbeisprengte.

Die Schäferei lag außerhalb des Dorfes, jenseits eines Busches. Sie sahen als sie zu diesem herausgetreten das weitläufige Gebäude in hellen Flammen. In drei Säulen loderten sie empor. „Halt!“ rief Stephan mit Feldherrnstimme zu denen, die mit Stangen, Leitern, Schaufeln, Löscheimern hinter ihm andrängten. „Halt, einen Augenblick, um zu sehen was wir vor uns haben.“

Es war still unter den prasselnden Flammen, wenigstens nichts von dem tausendstimmigen Geräusch, welches bei Feuersbrünsten die Rettung Bringenden und Rettung Suchenden betäubt. Nur einzelne Stimmen schrieen, kreischten und die Schaafe blökten. Von einer verdächtigen Nähe ließ sich nichts merken. „Schnell denn, Kinder!“ rief der Anführer, „zu retten was noch zu retten ist!“ und durch den gekrümm-

ten

hätte. Er saß auf einem Schemel, den Kopf in der Hand gestützt, als summe ihm noch immer der Schall der verrosteten Angeln im Ohre. Eine Laterne stand zu seinen Füßen und neben dem Schemel lag auf Stroh ein Gefangener. Eine Wunde oder die Mattigkeit hatten ihn überwältigt, er schlief. Oft schon hatte der Offizier ihm ins Gesicht geleuchtet und die Laterne wieder hingestellt. Er schien zu warten, daß der Gefangene von selbst aufwache, er hatte auch seinen Arm gefaßt, ihn zu wecken, aber sacht wieder losgelassen, als wünsche er und scheue doch den Augenblick. Man hätte eine Thräne in dem Auge entdecken können, die wenig zu der Kriegsrüstung paßte, er wischte sie eilig weg. Man hätte sein Herz können schlagen hören, aber er schüttelte mit dem Kopf, es vor sich selbst zu verbergen und das Winseln eines Hundes draußen, der an dem Gitterloch scharrte, tönte stärker durch die Stille der Nacht als die Herzschläge.

Der Hund hatte den Unglücklichen geweckt, nicht der Offizier, der, den weißen Mantel um das Gesicht geschlungen, wie ein Bild aus Stein dasaß. „Bist Du da?“ sagte der Gefangene und schnalzte mit den Fingern. Er meinte das Thier und raffte sich halb erschreckt — wenn der Schreck zu einem solchen Wesen paßte — auf. Er strich das Haar aus dem Gesicht und schlug das Auge auf nach dem Besuch. Stephan ließ den Mantel sinken, ihre Augen trafen sich. Der Lichtschein zitterte zwischen den Gesichtern,

zwischen dem bleichen jugendlich schönen des Offiziers, nur von einer Wolke der Schwermuth schattirt, und dem gedrungenen festen des Missethäters, umstarrt vom struppigen Bart, von Furchen zerrissen, wo Roheit und Stumpfsinn längst ihr Stempel aufgedrückt und nur im großen Auge noch ein Strahl vom bessern Sonst zu suchen war. Voll starrte dieses den andern an, nur halb erwiederte Stephan den Blick, sein Auge suchte in dem leeren Dämmerraum nach einer glücklichern Erinnerung. Der Lichtschein zitterte, aber auch seine Hand zitterte und, das Gesicht noch abgewandt, öffnete sie sich unwillkührlich gegen den Verbrecher. Er sah es nicht, oder wenn er es sah, wagte er nicht zuzugreifen. Er stierte hin auf das edlere Wesen, es mochte lange her sein, daß eines der Art ihm nahe gekommen war. So starrt man Erscheinungen aus einer andern Welt an, man sieht, aber man fürchtet sie nicht. Dies Gefühl, wenn noch eines in ihm lebte, hatte der Mensch verlernt. Es konnte einmal ein Silberblick der Empfindungen auf diesem Metall geleuchtet haben, jetzt war es lichtloses, schweres Blei. Es brauchte die konvulsivische Zuckungen des Wundfiebers, um die Funken der Empfindung aus dem dunklen Bodensatz vorzulocken.

Es war ein Gefühl, dem er keinen Namen zu geben wußte — und doch war es im Grunde nur Furcht — was den Offizier zwang, als er die inhaltsschwere Stille durch die Frage unterbrach: „Was willst Du?“ — Das „von mir?“ erstarb auf den Lippen.

Der Mensch schnalzte wieder mit den Fingern und lockte dem Hunde. — „Das ist mein Hund da."

„Riefst Du mich um den Hund?"

„Das ist ein gutes Thier. Besser als mancher Mensch."

„Der Hund ist kein Mordbrenner und kein — Dieb." schauderte Stephan.

„Ich habe auch noch nie gestohlen."

„Was willst Du von — mir?"

„Ich wollte Sie nur bitten um den Hund — er gehört mir — ich hab ihn mir auferzogen von klein auf — wahrhaftig von klein auf — der Schuft von Jäger will ihn wohl für sich behalten!"

„Es wird jedem hier sein Recht."

„Dann können sie ihn doch zu mir lassen. Der Hund hat die Scheunen nicht angesteckt."

„Unglücklicher willst Du sonst nichts, nichts mehr von — mir als den Hund?"

Der Gefangene schwieg. Er blickte den Offizier an, dann den Boden, dann lockte er mit der Zunge, es war ihm aber nicht Ernst.

„Meintest Du, daß ich darum kommen würde."

Er schwieg.

„Weißt Du, wer ich bin?"

Er schlug noch einmal die Augen in die Höhe, um sie dann auf das Stroh unter seinen Knien wurzeln zu lassen.

„Du weißt es?" wiederholte Stephan bebend.

„Ich wußt es wohl, daß Sie kommen würden,

was auch der Jäger sagte. Der Jäger ist ein schlechter Kerl."

„Gottlieb!" entfuhr es den Lippen des Offiziers, weicher als er wollte. Der Gefesselte fuhr zusammen. Die Fieberglut fing an ihn zu schütteln. Es blitzte in den großen Augen, das Blut pulsirte durch die Wangen. Die Lippen bewegten sich, die Brust hob sich, aber er schwieg.

Die Thränen stürzten dem glücklichern Bruder aus den Augen; er war nicht mehr Mann genug, um es bei diesem Abschiede zu bleiben. „Gottlieb!" wiederholte er, weich wie vorhin. „Daß ich Dich so wiederfinden muß."

Die Ketten rasselten. Ein Hund, der seinen Herrn lange Jahre nicht sah, nun seinen Tritt hört, die Thür sich öffnen, ihn über die Schwelle treten sieht, ihn erkennt, stürzt auf ihn los und möchte in der Heftigkeit seiner Freude den Wiedergefundenen durch seine Liebkosungen umbringen. Der noch eben sich mit dem Fuße treten ließ, unermüdlich den zehnmal hingeworfenen und wieder entrissenen Stock apportirt, im thierischen Stumpfsinn nicht merkt, daß man ein müßiges Spiel mit ihm treibt, denselben durchzuckt elektrisch ein etwas, das ihn über das Thier erhebt. Auf deren Lockung er noch eben herangekrochen sich niedergedrückt, über den Stock gesprungen, sind für ihn nicht mehr da. Die Erinnerung hat den Hauch des Gefühls erweckt, es zeigt sich in halbem Wahnsinn, er lebt nur für seinen Herrn, er heult, er

klafft, er springt, er winselt, nur um ihm sich zu zeigen, ihm zu beweisen, daß er da ist, daß er ihn erkennt. Es ist nur ein Fieberzustand; wenn ihn der Herr gestreichelt hat und sagt: „sei ruhig!" ist er wieder Hund wie vorhin.

Die Ketten rasselten und der Gefangene hielt den ihm hingehaltenen Arm. Glich seine Heftigkeit, wie er zufaßte, der Freude des treuen Hausthieres, so war das doch nur der erste Moment. Der Mensch Gewordene wollte den wieder gefundenen nicht zerreißen; sanftere Gefühle durchbebten ihn, er oder das Fieber in ihm zitterte, sein Auge blickte freundlich, es lösten sich erstarrte, verschlossene, begrabene Gefühle. Der sprach, war nicht der, der er zehn Jahre lang gewesen, es war ein anderes Ich, das er selbst vergessen, das unwillkührlich, gegen seinen Willen, lebendig wurde. Es war kaum seine Sprache, als er sagte: „Ich hatt' es mir wohl gedacht."

„Daß ich Dich wieder kennen würde, Gottlieb?"

„Sie haben mich Ruthen laufen lassen, mir den Kragen abgetrennt, mich ausgestoßen, mit Füßen getreten, und ein so vornehmer Herr kennt mich doch wieder! Gott lohne es Ihnen."

„Gottlieb, wir — nannten uns sonst Du."

„Ach und Sie sind jetzt ein vornehmer Offizier und ich bin nicht mal Gefreiter geworden."

„Wir sind Brüder," sprach Stephan und drückte den Kopf des Gefangenen mit beiden Händen.

Wo bei starken Naturen ein lange unterdrücktes

Gefühl endlich ausbricht, ist es kein sanft rinnender Bach, es ist ein Strom, der die Ufer mit sich fortreißt, ein Vesuv, der lang Verhaltenes, trübe, dunkle, gährende Stoffe auswirft. So brach es aus, Freude, Schmerz, Selbstanklage, Flüche. Was sie da gesprochen, was sie sich gefragt, wußte keiner nachher. Wer entsinnt sich in der Nüchternheit aller Worte im Rausche. Wilde Ausdrücke, Verwünschungen wechselten mit einer Weichheit der Sprache, die Niemand dem rohen Soldaten zugetraut hätte. Es war nicht Gottlieb, es war ein wunder, fieberhaft schwacher Mensch. Reste einer dunklen Erinnerung sprachen mit. Hätte er sich außer sich versetzen können, er hätte sich selbst nicht gekannt.

„Ich habe es mir immer gesagt und gedacht: er vergißt mich nicht" — fuhr er weich in raschem Redeflusse fort, nachdem die ersten wilden Ausbrüche vorüber, „ich habe ihn ja auch nicht vergessen. Der kleine Fritz war mein einziger Freund im Hause, — er hatte einmal geweint für mich und für mich gebeten. — Mir ist nie mehr von Hause etwas Liebes geschehn und ich mochte nie mehr zurück."

Stephan trocknete eine Thräne und machte eine abwehrende Bewegung.

„O mein lieber Herr Rittmeister, oder was Sie sind, lassen Sie mich ausreden. Das wußt ich dazumal schon, daß ich nur ein gemeiner Mensch würde, und Sie würden einmal ein vornehmer Herr werden. Ach ich weiß noch recht gut, wenn Sie's auch ver-

gessen, ich war ja viel älter als Sie, wie ich Sie bat, daß sie mir dann nicht den Rücken kehren möchten und sich des armen Gottlieb erinnern. Ich bin nun ein schlechter Kerl und Sie sind ein vornehmer Offizier und nun sind Sie doch bei mir."

„Du hast an mich in der langen Zeit gedacht!"

„Und Sie schämen sich nicht, was Ihre Herrn Kameraden zu sagen werden, Sie haben mir die Hand gegeben, und sich nicht vor meinen Ketten erschreckt."

„Unseeliger, ich kann Dir Dein Leben nicht wieder geben."

„Sie haben mir beigestanden, und wußten es nicht. Ich war Ihnen schon immer gut, aber als ich wußte, Sie waren auch fortgelaufen, da ward ich Ihnen doppelt gut. Ich spitzte mich, ich würde doch manchmal mit Ihnen zusammen treffen; aber da wurde es immer schlimmer mit mir. Ich war nun mal tückisch. Wären Sie bei mir gewesen, ach Gott es wär' gewiß anders geworden, aber es war ja keine Seele da, die mir ein freundlich Gesicht machte. Die traktirten mich All als Taugenichts, bei dem kein gut Wort einschlüge. Das will ich ihnen noch gedenken! Und wie sie's gaben, so gab ichs wieder. Ach Sie sind gewiß ein gütiger Offizier und lassen nicht schlagen, als wenn's Einer verdient. Sie hätten mich fuchteln lassen können und Gassen laufen, so viel Ihnen beliebt, aber Sie hätten dann ein freundlich Gesicht gemacht und es wäre wieder gut. Nicht wahr, Sie hätten mich auch zum Burschen genommen und

Ihnen wär ich ein guter Bursch gewesen, ich hätte es keiner Seele sagen wollen, daß ich Ihr Bruder war, und es wär dann Alles anders gekommen."

Stephan wußte keine Antwort auf die Fieberrede, er hielt sich die Augen. Aber es war, als wurde dem Gefangenen durch das Schnellreden die Brust erleichtert, die rauhe Stimme immer weicher. Der starke Mann zitterte am ganzen Leibe."

„O wissen Sie, ich hab' es nie aufgegeben, Sie zu sehen, aber ich meinte Sie wären bei den Kaiserlichen. Ich hatte oft gedacht, wenn ich auf Vorposten stand, Du wirst ihn einmal zu Gesicht bekommen. Wenn sie einen östreichischen Offizier einbrachten, lief ich zu und hoffte immer meinen Bruder zu finden. Sie müssen mir das nicht bös anrechnen, lieber Herr; ein armer Soldat, der sonst nichts auf der Welt hat, der behält das bischen Gutes, was er mal erlebt, lange im Sinn. Es ist nicht so, wie mit vornehmen Herrschaften und Offizieren, denen täglich was Gutes in den Mund gelaufen kommt, die vergessen das bald, was bei Unser einem lang aushält."

Als Stephan im Mantel verhüllt dagesessen, hatte er Worte an einander gereiht und eine Strafrede gewußt für den Bruder, den er als Verbrecher wieder gefunden. Für den Unglücklichen, um dessen Brust die harte Rinde gesprungen von der sanften Berührung einer Erinnerung, für den Bruder war jedes Wort zu hart. Mochte es Wahnsinn sein, Fieber,

Trunk, das ihm diese Sprache eingab, es war eine Sprache, die überwältigte.

„Ach Gottlieb, wenn ich Dich retten könnte!“

„Ich weiß wohl Alles, was ich verdient habe, und Sie müssen Ihre Pflicht thun. Ich war aber kein schlechter Soldat, wahr und wahrhaftig nicht, das muß ein Hundsfott sein, der mir das nachsagt! Ich hab' mich brav gehalten, lieber Herr Rittmeister; aber vertragen konnte ich nur nichts, und ließ nichts auf mir sitzen. Das war mein Unglück. Die verfluchten Fuchsschwänzer! Ja wenn ich sie hier hätte!“

„Unglücklicher, Du warst bei einer Räuberbande!“

„O das waren brave Kerls!“

„Wie kamst Du zu ihnen?“

„Sie wollten mich ja nicht mehr haben. Ich konnte nicht federfuchsen und ein hübsch Gesicht machen, wenn der Rücken mir weh that, ich wußte nicht, warum ich nicht trinken sollte, wenn ich durstig war, und wegspielen, was mein war, und der Bauer besser leben sollte als ich. Sie trauten mir nicht. Zehnmal hatten sie's mir versprochen: ich sollte Unteroffizier werden. Ja, da sollt' ich das tückische Bauernvolk streicheln. Dazu hatt' ich nicht Lust; dazu hatt' ich nicht meinem König geschworen. Die Sächsischen sind meines Königs Feinde. Meines Königs Feinde sind auch meine Feinde. Da trauten sie mehr solchem hochgräflichen Fuchsschwänzer als einem alten Soldaten. Aus der Linie haben sie mich gestoßen, laufen mußt ich, ins Lazareth warfen sie mich, in

den Troß sollt' ich — da gehört ich nicht hin, ich hab's Feuer nicht gescheut —"

„Du hast Feuer angelegt, Gottlieb."

„Nicht wahr das brannte gut!"

„Unseeliger, was that dir der Graf."

„Der just hat's um mich verdient. Das ist jetzt so abgeblitzt, aber dem steige ich noch mal zu Dache. O ich will pfeifen."

„Die Gräfin war einst Deine Wohlthäterin."

„Der hab ich nichts thun wollen, wahrhaftig nicht, lieber Herr Rittmeister. Sie können mich fuchteln lassen aufs Blut, ich habe nichts Böses im Sinn gehabt. Sie hat mir ja den Geldbeutel zugeworfen; ich wußte damals noch nicht, daß Sie der Herr Offizier waren, der mit den Frauenzimmern war. Und wer mir was thut, das vergesse ich nicht, Gutes und Böses. Ich bin ein schlechter Mensch, aber ganz schlecht bin ich auch nicht."

„Du fühlst keine Reue über die Verwüstung. Du kannst ruhig die Flammen ansehn, die das Gut von so vielen hundert unschuldigen Leuten verzehrt haben."

„Das sind unsre Feinde, lieber Herr Rittmeister, und keinem Preußen habe ich nichts nicht gethan. Das Feuer thut mir just nicht leid, denn als ich oben stürzte und die Flammen so hell durch's Fenster Ihnen in's Gesicht schienen, da wurd's mir erst klar, daß Sie mein kleiner Bruder waren, und da hätt ich keinen Schlag mehr gegen Sie thun können, wenn's auch mein Tod gewesen wäre."

Und auch Stephan wurde erst jetzt klar, was lange wie trübe Bilder einer erhitzten Phantasie ihn umgaukelt. Das Gespenst und der verlorne Bruder wurden eins, der Verbrecher verschwand. Was ihm die Flammen nicht gezeigt, verrieth ihm die Kerkerfinsterniß: Sein Bruder wäre ja beinah von seiner Hand gefallen. Er bückte sich, er drückte das Haupt des Gefesselten an seine Brust, als wolle er sich versichern, daß jener wirklich lebte, daß er kein Brudermörder war. „Der Himmel vergebe denen,“ sprach er halb leise, „die Dich dazu zwangen!“

„Und nun lieber Herr“ — hub der Gefangene nach einer Pause an, — „wollen Sie's denn nun thun? Es kommt eigentlich wohl 'nem Arrestanten nicht zu; aber da Sie so gütig sind, so thun Sie's doch wohl?“

„Was bittest Du?“

„Um den Hund. Wenn der sprechen könnte, er sagt' es Ihnen, daß ich ihn nicht gestohlen habe, sondern wir waren immer mit einander.“

Als Stephan gerührt schwieg, und Gottlieb glauben mochte, er nehme Anstand, setzte er hinzu: „Er hat sie zwar angefallen, aber bedenken Sie doch auch, daß es von ihm nicht schlecht war. Hätt ich gewußt, wer Sie waren, und es wäre Jemand Ihnen zu Leibe gegangen, ich hätte just gethan wie der Hund —“

Er sprach es nicht aus, daß es ja der Hund war, der den Bruder vom Brudermorde abgehalten. Stephan versprach es ihm so hastig leis, als schäme er

sich ihm nicht mehr zu versprechen. Der Offizier erkundigte sich nach seiner Wunde. „Die ist wohl leicht geheilt,“ war die Antwort, doch mehr über die Zukunft schien er nicht denken zu wollen, es kümmerte ihn nichts. Die fieberhafte Erleuchtung ging vorüber, nachdem sie ihren Gipfelpunkt erreicht, der alte Stumpfsinn trat wieder ein, vielleicht um so stärker, je größer die Aufregung gewesen. Es war etwas, das Stephan mehr in dem Augenblick schmerzte als das Loos, das seinem Bruder bevorstand. Dies Loos abzuwenden, war nicht ganz unmöglich — aber gelang es ihm den Bruder vom Tode zu retten, was rettete den Menschen? War da kein Funke eines bessern Daseins zu wecken? Hatten die Schläge seines bittern Schicksals die Wurzel seines Lebens getroffen? Wollte sich nicht mehr Reue als die spärlichen Aeußerungen zeigen, welche die Bruderliebe, auch halber Instinkt nur, hervorgerufen? Die Erinnerung lebte doch in ihm. Er versuchte die Pflichten gegen den Vater, das Elternhaus, die Gespielen der Jugend anklingen zu lassen. Vergebens. Gottlieb schüttelte den Kopf; er entsann sich nur des Unangenehmen, ach und es war so viel, dessen er sich entsinnen konnte. Der Geist der Rache durfte bei dem Rohen nicht geweckt werden. Moral und Religion, in spärlichen Brocken empfangen wie konnten sie aushalten durch fast zwanzig heiße Kriegesjahre! Er wollte die Hoffnung beschwören — Gottlieb hoffte nichts — die Liebe — sie lag im Grabe und zwanzig Winter hatten eine Eisschicht drüber ge-

zogen und das Eis war liegen geblieben in den kurzen Sommern dazwischen.

Man hörte die Stimmen einiger Soldaten. Sie sangen Stephan aus einem traurigen Liede, eine barocke Auffassung von Schwerins Tode, aber von unbeschreiblicher Wirkung, wenn ganze Kompagnien es auf ihrem Marsche anstimmten, einzelne Vorsänger die Inhaltsverse vortrugen, und dann der volle Chorus in den Refrain: „Schwerin ist todt" einstimmte. Es lautete vollständig, wenn man auch hier nur den ersten Vers hörte, wie folgt:

Schwerin, mein General, ist todt,
  Schwerin ist todt!
Sie luden in eine Kanone ein,
Vier Kugeln, schwarz wie Pech und Stein,
Vier Kugeln in der Prager Schlacht
Die haben meinem Genral den Tod gebracht.
  Schwerin ist todt!

Als der Kanonier sie laden thät
Ein Pfaff aus Welschland bei ihm steht.
Was macht der Pfaff beim Kanonier?
Der Pfaffe betet im Brevier.
  Schwerin ist todt!

General Schwerin ergriff die Fahn
„Allons Grenadiers, ich gehe voran!"

Vier Kugeln ach von heißem Blei
Die rissen dem General die Brust entzwei.
Schwerin ist todt!

„Mein Feldmarschall; was stehn Sie dann still,
Da jeder brave Preuße Ihnen folgen will." —
„Vier Kugeln ach, von heißem Blei
Die rissen mir dir Brust entzwei."
Schwerin ist todt!

„Sie luden in eine Kanone ein,
Vier Kugeln schwarz wie Pech und Stein.
Ein Pfaff aus Welschland stand dabei
Und sprach den Segen auf das Blei."
Schwerin ist todt!

„Die Kugeln drangen ins Preußische Herz
Die Seele geht nun himmelwärts.
Dieweil ich geliebt meinen König und sein Land
Und war ein guter Protestant."
Schwerin ist todt!

Er sank, die Fahn in seiner Hand,
Wie ein guter Preuß und Protestant.
„Es lebe mein König!" rief er noch
Und hörte die Siegestrommeln noch.
Schwerin ist todt!

Das Bajonet vor, zum letzten Mal
Grüßten wir unsern todten General.

Wir schworen, kein Pfaff und Kanonier
Der kriegt von uns vor Prag Quartier.
Schwerin ist todt!

„Ach Pfäfflein, sprachen die Kaiserlichen
Kratz aus, sonst ists um dich geschehn,
Das sein die Preußischen Grenadier
Die geben keinem von uns Quartier!“
Schwerin ist todt!
Schwerin, mein General ist todt.
Schwerin ist todt!

Gottlieb richtete den Kopf auf, seine Augen leuchteten: „Schwerin ist todt!“ — rief er. „Schwerin war mein General!“

„Warst Du bei Prag?“

„Ich war hinter ihm als er fiel. — Das war ein schöner Tag,“ — und nun erwachte noch einmal das Feuer, der Stumpfsinn wich einer feurigen Erinnerung; Stephan hörte entzückt nicht auf seine Worte, die den Sieg schilderten, nur auf den Ton seiner Stimme. Es lebte doch etwas in dem Bruder.

„Du bist noch ein Preuße?“

„Bis an mein Ende.“

„Du liebst den König?“

„Mit Leib und Seele.“

„Es geht ihm schlimm. Er liegt krank. Die Feinde rücken auf Berlin. Wer Arme hat, muß sie

rühren. Gottlieb, wenn Du frei wärst, würdest Du Alles einsetzen?" —

„Leib und Seele für meinen König Fritz!" rief er, mit den Ketten rasselnd.

Doch in dem Augenblick schmetterten draußen die Trompeten der Kuirassiere, sie riefen durch das Dorf. Friedrich rief. Der Gefangene sprang auf. Sein halbes Leben hätte Stephan darum gegeben, wenn er des Bruders Ketten damit losgekauft. „Muthig Gottlieb," sprach er, ihn an die Brust zum letzten Mal drückend, „wir sehn uns nicht zum letzten Mal. Muthig, Dein König lebt und Du bist ein Preuße!"

Der Offizier hielt die Goldbörse in der Hand als er die Kellerthür zudrückte, doch statt des gräflichen Jägers schulterten jetzt zu seinem Schrecken zwei Kuirassire vor der Treppe. Er besann sich; die fremden Gestalten blickten ihn ehrerbietig, aber stolz an, die Börse blieb in seiner Hand. „Es ist nur ein Weg," rief er und flog durch die Gänge.

War es Zufall, war es mehr, daß ihm Eugenie allein im Saal begegnete. O wie viel milder war der Blick, wie anders reichte sie ihm die Hand zum Abschied, wie bebte die edle Gestalt, die sonst in stolzer Würde daher schritt. Ihr Arm, ihr Auge zeigte auf die Reihen der Kuirassire draußen. Die Pferde stampften ungeduldig, die Trompeten riefen fort und fort, die Harnische flimmerten röthlich im Schein der ersterbenden Flammen.

„Glauben Sie eine Schuld an mich zu haben,"

sprach

ten, mit Bäumen bepflanzten Weg eilte die Menge, während Einzelne querfeldein über Hecken und Gräben den nächsten suchten. Als Stephan ankam, wiewohl zu Pferde, waren ihm schon andere zuvor, die Stallthüren waren eingerannt, die Heerden stürzten heraus, ihnen entgegen, ein hellrothes wolliges Gewimmel in der Flammenbeleuchtung. Es kostete eine Schlacht mit den Thieren um nur durch den stürmischen Andrang der Erschreckten sich nach dem Eingang durchzuarbeiten. Der Qualm wogte ihnen entgegen, der Wind hatte sich gedreht. „Gut, daß die Schäferei so weit vom Dorf liegt! Wo ist der Schäfer?" Das Geschrei des Gesuchten drang durch den allgemeinen Lärm. Man fand ihn geknebelt in seinem Bette. — „Wer hat Dir das gethan?" — „Sucht die Kerle," — rief es. Weib und Kinder, die sich verborgen, oder vielleicht fortgeschleppt waren, kamen wimmernd herbei, und schrien, wie der noch von Schlägen Betäubte, ohne daß man wußte was sie eigentlich wollten. „Haben Sie Dich bei lebendigem Leibe verbrennen wollen?" fragte man. „Sie wollen Alles verbrennen," antwortete heulend der Mann.

Stephan durchzückte eine fürchterliche Ahnung. „Sprich, Unglücklicher! Wer war es? Was weißt Du? Was drohten Sie?"

„Den rothen Hahn wollten Sie aufstecken aufs Schloß" — antwortete der Erschöpfte. „Sie drohten mir lebendig die Haut abzuziehen, wenn ich nur einen Laut gäbe. — Erbarmen!"

Stephan fuhr mit der Hand über die Stirn, an der mitten in den heißen Flammen ein kalter Todesschweiß perlte.

„Allmächtiger!“ rief er aus, „zurück nach dem Schloß.“

„Es brennt, es brennt!“ rief ein Junge draußen.

Die Schäferei war etwa zehn Minuten vom Schloße entfernt. Doch sah man nur seine Thürme vorragen. Das übrige, Dorf und Schloß, bedeckte das Buschwerk. Diese Thürme glänzten hell und lustig wie von hundert Pechfackeln erleuchtet.

„Zurück!“ riefen alle Stimmen zugleich. In der Schäferei war nichts mehr zu retten. Wer wollte die Schaafe, die auf den hellen Stoppelfeldern, wie trunken umher taumelten, angstgepeitscht ihren Leithammel suchend, jetzt einfangen? Man überließ sie dem Zufall und die Lehmwände und Vorräthe der Schäferei den Flammen, denn auch dem stumpfsinnigsten Bauernburschen wurde es im Augenblick klar, daß man dies entfernte Haus nur in Brand gesteckt, um die Aufmerksamkeit der Rettenden von Dorf und Schloß abzulenken.

„Strengt Euren Athem an!“ rief Stephan. Nur die stummen Bäume hörten sein Kommando, sein gesporntes Pferd hatte ihn weit vorausgetragen. Es brauchte auch dessen nicht. Man überstürzte sich. Die Sturmglocke im Dorf, das Kreischen von hundert Weiberstimmen, kannibalischer Jubelruf, einzelne Schüsse, die prasselnden Flammen, Angst, Grimm trieben

mehr als Worte. „Jesus, es brennt auch beim Schulzen auf!“ rief Einer. „Horch, Trompeten! zehn Andere. Eine ganze Armee! Es hilft nichts, wir sind Alle verloren!“ Ein Muthigerer meinte: „Gutwillig sollen sie 's nicht haben.“

Was im Dorf lebendig war, fand man auf den Beinen. Weiber, Greise, Kinder, liefen schreiend, heulend, lärmend in bunter Verwirrung umher, die wenigen Männer, Langschläfer, vereinzelt, halb nackend dachten an keinen Widerstand, ja die Plünderer, die schon in voller Arbeit waren, luden ihnen noch hohnlachend Gepäck auf die Schultern. Die Beraubten mußten aus ihren brennenden Häusern den Raub ihrer übermüthigen Räuber selbst auf die Straße tragen. Mitten unter den Effekten, die man hier zur Theilung anhäufte, stand der Marquis, wie wir ihn verlassen und zog, schweißtriefend, unermüdlich, die Sturmglocke! Es schien, als lasse man ihn zum Spaß, aus Siegesübermuth dabei; den Plünderern geschah dadurch kein Schade. Denn wer noch schlief, den weckte keine Dorfglocke mehr.

Stephans Pferd war gestürzt, die Anderen holten ihn ein. Ihre Augen fragten ihn, was zu thun? Es war hier nichts zu thun. In dem Schlosse, dessen graue Wände glänzend von den brennenden Scheunen illuminirt waren, wüthete die Rotte. Stumm, den Säbel schwingend, wies er dahin. Nur dort ließ sich wieder gewinnen, was hier verloren schien.

Das Dunkel der Nacht war einer fürchterlichen

Helligkeit gewichen. Wie ein Zauberschloß im Feenmährchen glänzte die Fronte des alten Gebäudes, der Sturm peitschte die Wolken mit Purpurbäuchen über die alten Giebel, die verbleichende Mondsichel blickte trüb durch Wolken, Rauch und Flammenzungen; aber eine günstige Windschicht trieb diese seitwärts fort, und wo sie leckten, trafen sie auf harten Stein. Es heulte, jubelte, Weiberstimmen kreischten durch die Gänge; die Gewölbe gaben die Töne gräßlicher zurück, in den Kellern jubilirte kanibalische Wuth um die zerschlagenen Fässer. Muthiger als ihr Gebieter, hatten die Domestiken beim ersten Zeichen der dringendsten Gefahr die Thüren des Hintergebäudes zugeworfen, verrammelt, vertheidigt. Es waren Schüsse gefallen; erst jetzt als schon die Flammen der Wirthschaftsgebäude in Bogenschüssen über das Schloß fuhren, waren die kühnsten der Räuber eingebrochen über Gewalt und Blut. —

Ein Feuerstrom, die einstürzenden Scheunen, bildeten eine durchsichtige Mauer, die den Zurückgekehrten den Eintritt verweigerte. Stephan blickte sich um; sein Auge glühte, fand aber keine Erwiederung. Da fiel ein Schuß, ein zerreißender Laut, der Laut einer ihm wohlbekannten Stimme traf seine Brust; zornig die Stirn schüttelnd wandte er den Zaudernden hinter ihm den Rücken und war mit einem kühnen Sprunge durch die Flumme. Drei oder vier folgten; die Andern suchten einen Weg um die Flammen und durch den Garten einzudringen.

Auf dem Hofe, purpur wiederscheinend von dem gewölbten Glutbogen, war es öde. Er traf noch auf keinen Widerstand als er die Treppe hinauf durch die eingebrochene Thür drang. Zerstörung, Jammer, Wuthgeschrei, Kampf um ihn. Im Souterrain schlugen sich, hinter Tischen und Schemeln verschanzt die braven Jäger des Grafen. Er wollte zu ihrem Beistand, als das Kammermädchen mit aufgelöstem Haar, zerrissenem Nachtkleide, einem Trunkenen entfliehend, die Treppe hinabstürzte: „Retten Sie, retten Sie oben!“ rief sie. Ein Stoß mit dem Säbelgriff warf den Kerl, der in seiner blinden Verfolgung eines Gegners von dieser Seite nicht gewärtig war, zu Boden. Mit wenigen Sätzen war er auf dem obern Flur. Im Saale tobte die Wuth. Vor den umgeworfenen Möbeln, dem Fluchen der Trunkenen, den klirrenden Scheiben verstand er nicht was gesprochen wurde.

Eine zitternde Stimme rief seinen Namen von oben her. Er hatte keine Zeit zu hören; er rüttelte an der Saalthür, sie war verschlossen. Die ängstliche Stimme rief seinen, rief Eugeniens Namen; er blickte auf. Am Geländer der Bodentreppe hielt sich Amelie, wie eine Hülfeflehende das Heiligenbild umklammert. Ihre Stimme zeigte von Erschöpfung.

„Was wollen Sie dort?“ rief er.

Sie zeigte auf eine versteckte Thür im äußersten Flurwinkel „dort, dort, lieber Etienne, nur dort.“

Sie war heruntergesprungen, sie riß ihn hin, sie theilte ihm im Fluge mit was er wissen sollte. Seine

Ahnung, die Umstände, der Tumult drinnen ergänzten die unzusammenhängenden Worte. Die ungebrauchte Thür führte in das Kabinet der Gräfin. Mit ihrem durch einen Schuß verwundeten Vater war Eugenie aus einem erbrochenen Zimmer in das andere den Räubern entflohen. Noch war es ihr gelungen die eichenen Flügel zuzuschlagen, ehe ihr Fuß die Schwelle betrat, jetzt rüttelten, stießen die Marodeure um in dies letzte Asyl zu dringen. Er hörte die Flüche der Kanibalen, er hörte das Stöhnen der Angst und Amelie preßte mit zitternden Lippen seinen Arm. Es war nur ein Mittel zur Rettung — die Nebenthür zu erbrechen. Vergebens hatte das Fräulein in der Geräthkammer nach Schlüssel gesucht, die zum verrosteten Schlosse passen sollten. Er warf das unnütze Bund weg, er stemmte seine Arme, er stieß mit dem Fuß, vergebens. Die Thür war seit fünfzig Jahren nicht geöffnet, verquollen, mit Tapeten von innen überzogen. Er rief den Burschen, der bei ihm geblieben; umsonst, die Thür mußte mit einem Querbalken verlegt sein. Er sah im Geist den Grafen drinnen zwischen Tod und Leben, Eugenien auf ihren Knieen, lauschend auf die Anstrengung der Freunde, entsetzt horchend auf das Krachen der Brecheisen, auf die Stöße, Hammerschläge. Er schlug sich mit der Faust gegen die Stirn, er stützte sich, wie schwindelnd auf das Geländer. Ein Blick Ameliens weckte ihn. Das Auge fragte: „Haben Sie den Muth verloren?“

Die Lippen setzten hinzu: „Wer soll dann noch Muth haben?“

„Dort herum!“ rief er nun dem Paar zu, die sich wieder zu ihm gefunden. Durch den Seitenflügel suchten sie sich den Weg in die Gemächer, wo die Plünderer ihr Wesen trieben mit der raffinirten Zerstörungswuth, die nur ein lang dauernder Krieg entzügelten Banden eingiebt. Hell schien es dazu wie aus tausend Kronleuchtern von den hohen Fenstern.

Die Marodeure mußten so von den starken Getränken oder mehr vom Glück ihres Fanges berauscht, geblendet sein, daß sie auf die Eindringenden nicht achteten. Vielleicht zählten sie sie zu den ihrigen.

Als er auf der einen Seite zur Saalthüre eintrat, krachte die gegenüber nach dem Kabinet. Der Flügel brach aus seinen Angeln, stürzend schlug er auf den Räuber, indeß die andern jauchzend den zweiten Flügel aufrissen. Eugenie trat ihnen entgegen. Wie ihre Augen blitzten, wie ihre Gestalt sich erhob, eine zürnende Göttin, Stephan meinte der Anblick allein müsse die Verwegenen zurückscheuchen. Und doch wagte ein Frecher den Arm nach ihr auszustrecken. Ein anderer, stieß ihn fort. „Schon vergessen, daß sie mein ist,“ rief die gebietende Stimme. „Erbarmen, Erbarmen! Es ist mein einziges Kind,“ jammerte der Vater. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Wie ein Pfeil war der preußische Offizier durch die Räuber, ein Säbelhieb hatte zwei niedergestreckt. Sein Arm, in dem er eine Gigantenkraft

fühlte, riß den Anführer, der den frechen Arm an die Gräfin gelegt, zurück, daß er auf der Schwelle strauchelte. Doch ebenso schnell hielt er sich an seinem Gegner selbst fest, aufrecht. Zum Kampf mit Waffen war nicht Raum. Sie rangen beide blind von Wuth, Grimm, Rache. Er sah nichts mehr seit ihn ein Blick aus Eugeniens dunklen Augen getroffen, ein Blick der Verzweiflung, der Hoffnung, der Liebe, des Vertrauens; die Riesenkraft, die er gefühlt, wurde wirklich, der baumstarke Mann sank unter seiner Faust. Er stürzte und Stephan schwang den Säbel, als ein neuer Feind, so unerwartet als kräftig ihn an die Brust packte und wenn er ihn auch nicht niederwarf, doch verhinderte, zum Todesstreich auszuholen. Es war ein großer, schöner Hund, der mit den Zähnen ihm Kollet und Halskrause gefaßt hielt. Er stieß, schüttelte, der Hund wich nicht, seine Augen blitzten ihn an; er hätte ihn erschlagen müssen, um seiner ledig zu werden.

Indessen hatte während dieses tollen Kampfes der Auftritt sich verändert. Seine Leute, unterstützt von mehreren der Hinzugekommenen waren in den Gemächern Meister der Marodeure geworden. Ob durch eigene Kraft, oder durch den Beistand, der ganz unerwartet von aussen ankam, ließ sich nicht gleich entscheiden. Als Stephan den Hund fortschleuderte, oder der Hund los ließ, schmetterten ganz in der Nähe wohlbekannte Preußische Trompetensignale, Pistolenschüsse pafften schon länger im Hofe, Sporentritte

klangen von der steinernen Treppe und Amelie stürzte freudeglühend mit einem Kuirassiroffizier herein. „Rettung! Glück und Rettung!"

Die Purpurröthe der Anstrengung und des Feuerscheins glühte auf Stephans Gesicht, als er die Haare aus der Stirn strich und sich umsah. Der Hund war nicht da, sein furchtlicher Gegner verschwunden, die Marodeure fort.

„Salut! meine Herren und Damen!" rief der Obrist, den wir als Major in diesem Schlosse kennen gelernt. „Aber den Mordbrennern nach, daß von dem Gezücht keiner entkommt!"

Eugenie sprang von dem verwundeten Vater auf, ihre Arme breiteten sich zitternd gegen Stephan aus, sie drückte ihr Gesicht an seine Brust: „Wie vergelt ich es Ihnen!" lispelte ihr Mund. Sein stieres Auge las in dem Glanze ihres tief bewegten. Er küßte ihre Hand, er drückte die des Vaters, der sich aufgerichtet, ihm entgegentrat, aber das Wort erstarb auf seinen Lippen.

„Sie dürfen nicht fort, Sie müssen ausruhen," sagte Amelie, als sein Blick jetzt den draußen vorübersprengenden Kuirassiren folgte. „Hier kommen alte Freunde, die bei uns bleiben, Bürgen für unsere Sicherheit."

Der Obrist zuckte die Achseln: „Das Wort Ruhe ward nicht für den Soldaten erfunden. Bleiben darf der Preuße in diesem Kriege nur da, wo er so fest liegt, daß ihn die Fanfare nicht mehr weckt."

Ein Unteroffizier rapportirte, daß ein Theil der Marodeure, umzingelt durch ein geschicktes Maneuver der Kuirassiere, welche vor dem Dorfe in zwei Partien getheilt, von beiden Seiten eingerückt waren, gefangen genommen und sich ergeben habe. Auch daß man der Flammen bald Herr zu werden hoffe, meldeten Andere.

„So werden Sie ja Ruhe haben," sagte der Obrist zum Grafen, der noch nicht Athem geschöpft, seinen Dankgefühlen Worte zu leihen.

Zwölftes Kapitel.

Der Bruder.

Die Flammen der niedergerissenen Scheunen leuchteten noch in die Schreckensnacht, als man die Kuirassire nach einer kurzen Ruhe und Erquickung schon wieder ihre Pferde tränken sah. Die klirrenden Pallasche an der Seite stolzirten die großen kriegerischen Gestalten in der Dorfgasse umher, halfen hier dem Bauer aus dem brennenden Gehöft ein vergessenes Möbel forttragen, dort eines, was Beute werden sollte, wieder hineinschaffen. Hier nahm einer den Dank des Landmannes hin, indem er mit stolzer Miene seinen Knebelbart strich; dort machte ein Anderer sich selbst bezahlt, indem er den Arm um die Hüfte der einen hübschen Bäuerin schlang und der anderen unter das Kinn griff. In Tritt und Mienen eines jeden lag das Bewußtsein weniger dessen was er gethan, als was er nicht gethan. Denn wie groß ist der Schritt zwischen

dem Soldaten, der in der Linie Feindes Land besetzt, und dem Marodeur! So mochte wenigstens dieser und jener Bauer denken, und meinen, daß auch der Kuirassier unter andern Verhältnissen auf andere Weise Hand angelegt hätte. Allein der Wachtmeister schimpfte auf das Gesindel und erklärte den Bauern, daß seine Leute Landskinder wären, geborne Brandenburger, und die plünderten nur, wenn sie expreß Ordre hätten, dann aber auch ordentlich. „Im Uebrigen was prätendirt der Bauer in allgemeiner Kriegscalamität? Damit, daß er Heu und Hafer giebt, kontribuirt, Schnaps und Roggenbrod vorsetzt, ist's nicht abgethan. Der Krieg ist einmal ein Ding mit Feuer, und wer nicht das von Salpeter und Schwefel riechen mag, der muß sich was gefallen lassen und darf nicht zu viel schreien, wenn so ein anderes ihm über den Kopf aufflackert. Im Kriegsfeuer gehen Menschen drauf, exercirte Soldaten, in solchem ordinairen wird nur Stroh verbrannt und höchstens eine Gans geschmoort. Aber es sollte, was ein rechtschaffener Soldat ist, nicht ohne Permiß brennen, das hat seine Richtigkeit, und die Marodeure, wenn Preußen darunter sind, wie sie sagen, — das sind aber schlechte Preußen, versteht ihr mich! — kommen ohne Gnade vors Kriegsgericht. Mit den andern macht man kurzen Prozeß."

Der Schulz sprach von seiner Besorgniß, wenn die Kuirassiere abgezogen wären, da, wie verlautet die Eingefangenen in den Schloßkellern, wo sie einge-

sperrt waren, zurückbleiben sollten. Der Wachtmeister beruhigte ihn durch die Versicherung, daß auch eine Eskadron mit maroden Pferden hier bleibe um noch eine Eskorte abzuwarten. Sonst brennten ihnen die Sättel unter dem Leibe, und wenn man in forcirten Märschen nach der bedrohten Hauptstadt aufbreche, sei es thunlich nicht Malifikanten an die Schweife zu binden, indem Galgen allerwärts zu treffen, Ruthen an jedem Wege wüchsen, und die Kugel, wem sie bestimmt sei, in Sachsenland wie in Preußenland treffe. Im Uebrigen — und dabei strich er den Bart und stürzte die letzte Neige über die Lippen — sind wir zu Dienst Seiner Majestät des Königs von Preußen und nicht allhier im Land um vor des Bauern Thür Schildwacht zu stehen, daß ihm der Gaudieb nicht in den Hühnerstall steigt."

Ungefähr dasselbe, nur mit andern Worten, mochte Stephan in dem Gespräche mit dem Obristen gehört haben. „Trösten Sie sich Lieutenant, daß Sie die schlechteste Campagne dieses Krieges auf der Bärenhaut liegen mußten. Die Ehre war verdammt knapp und der Tod spottwohlfeil bei Kunersdorf. Es muß jetzt auf etwas Extraordinaires losgehn, sonst nimmt das Ding ein schiefes Ende, was der Himmel verhüte! Wir sind vielleicht bestimmt eine große Affaire, die entscheidet, auszufechten und alles Versäumte läßt sich nachholen. Dieser Krieg zehrt wie ein strenger Winter im Frost; der Nachwuchs wird schon angegriffen, und wenn sich wo ein tüchtiger Stamm unter

der Schonung erhalten hat, kommt er nie zu spät an's Beil. — Die Russen machen auf's Neue Miene auf Berlin, der kranke Fritz ruft. Wir wollen dahin wie der Blitz und ihnen zeigen, ob unsre Leiber eine gute Schanze sind für unsers Königs Residenz. Mich freuet es, Kamrad, daß Sie sich hier losgerissen und mitkommen. Eingeschlagen auf Viktoria und Gloria vor den Thoren von Berlin!"

Beider Hände drückten sich in einem kräftigen Schlage. „Wie wär es Kamrad," sagte der Obrist mit leiserer Betonung, „wenn Sie sich ohne Abschied, in der Stille gleich jetzt davon machten? — Ich folge. Ein Abschied, weiß ich aus Erfahrung, wird oft gefährlicher als eine Schanze mit Vierundzwanzigpfündern."

„Ich habe nur Ihre Ordre zu empfangen," sprach der junge Offizier hell seinem forschenden Blicke begegnend. „Doch sein Sie ohne Sorgen, Obrist. Wo die Ehre ruft und die Pflicht gebietet, kennt der Preuße keine andere Stimme. Nur wünschte ich —"

„Nachricht abzuwarten, wo Ihr Herr Vater geblieben," fiel der Obrist ihm ins Wort. „Nicht mehr als billig. Sie muß ja in der nächsten halben Stunde eingehen. Bis dahin wird gesattelt und die Trompeten werden uns rufen. — Sie werden nicht der letzte auf dem Sammelplatze sein, wo der bedrängte Friedrich ruft —"

Stephan schlug noch einmal heftig ein. Er fühlte sich Mannes zu diesem Abschied; daß ihm noch einer

bevorstand, ahnte er nicht als der Bursch mit dem letzten Gepäck die Schwelle verließ und er die Bärenmütze aufstülpend den erblaßten Tapeten-Gesichtern, im matten Flammenschein ein Lebewohl zunickte.

„Herr Lieutenant,“ sprach der Jäger des Grafen, ein ernster, umsichtiger Mann, der das Haus-Regiment im Kleinen führte, und des Offiziers Vertrauen genoß; er trug den Arm in der Binde — „es thut mir leid, wenn ich Sie inkommodire; jedoch hielt ichs für Schuldigkeit Ihnen zu rapportiren —“

„Vom Marquis —“

„Nein,“ antwortete der Jäger, mit einem leisen Spott um den Mund, „von dem Herrn Marquis werden wir wohl nicht früher zu hören bekommen, als bis die Herren Preußen drei Tagereisen fort sind. — Ich führe die Schlüssel zu den Kellern und bin so gewißermaßen der Stöckler von der Bande. Und sie sitzen fest, dafür bürge ich. Aber der Eine, von den Rädelsführern — er liegt auch besonders und nach des Herrn Obristen Befehl in Ketten — besteht darauf, Sie, gnädiger Herr, zu sprechen, er hätte Ihnen viel zu eröffnen.“

„Mir! Was hat er mit mir?“

„Ich würde mich nicht unterstanden haben, wenn er nicht dringend gebeten, wie ich es dem Kerl nicht zugetraut. Es ist eine trotzige Natur wie man sie selten sieht, allein der Blutverlust, er ist verwundet, hat ihn weich gemacht und es kam mir beinahe vor, als redete er im Fieber, wie er mich bat, diese alte Per=

lenbörse Euer Gnaden zu übergeben. Sie würden, wenn Sie auch erst nicht wollten, dann doch vielleicht wollen."

Der Jäger erschrack fast über die Heftigkeit, mit welcher Stephan nach der Börse griff und sie zitternd betrachtete.

„Im übrigen glaube ich für ihn bürgen zu können; sein Zustand hindert ihn etwas Tückisches im Schilde zu führen.

Stephan hatte sich auf das Kanape geworfen, den Kopf auf den Arm gestützt. Plötzlich sprang er auf und fragte, des Jägers Arm fassend: „Was denkt Er, daß sie mit dem Unglücklichen machen werden?"

Der Jäger blickte ihn noch verwunderter an: „Mein Herr Lieutenant, ich bin hier Domestik; aber wenn ihm Ihre Kriegsgesetze nicht die Kugel diktiren, so wird er doch bei uns dem Holz — leichtestens der Karre nicht entgehn."

„Was Mordbrenner!" fuhr Stephan auf. „Das war halb im Krieg gethan!"

„Sie müssen das besser wissen," sagte der Jäger langsam und neigte sich, nicht ohne, daß er mit dem Auge verwundert nach dem Offizier hinaufblinzelte. „Ich habe die Schlüssel bei mir; wir können durch die Wendeltreppe ungesehen nach den Kellern."

Es war ein niedriges enges Gewölbe, dessen Thüre vor fünf Minuten sich geöffnet und geschlossen. So niedrig, daß der preußische Husar, der hereingetreten, auch ohne die hohe Federmütze an die Decke gestoßen

hätte,

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Alexis, Willibald,

Cabanis Roman in sechs Büchern

Bd.: 3

Berlin 1832

P.o.germ. 19 ua-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104468-9